

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Einunddreißigster Band.

---

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1900.

3974



# Inhalt.

<p>Aera Schlenker, die . . . . . 124</p> <p>Afrika s. Vereinigte.</p> <p>Alpen s. Reinlichkeit.</p> <p>Amerikanische Universitäten . . . 380</p> <p>Apothekerin, die . . . . . 159</p> <p>Arbeiterbewegung s. Notizbuch 540</p> <p>Arbeiterfragen, erotische . . . . 262</p> <p>Architektur, die, auf der Welt- ausstellung . . . . . 569</p> <p>Auferstehung . . . . . 49</p> <p>Barnum . . . . . 321</p> <p>Bergabl. . . . . 451</p> <p>Boom, der neueste . . . . . 35</p> <p>Boyer . . . . . 457</p> <p>Britenkolle . . . . . 486</p> <p>Buchla s. Notizbuch 404.</p> <p>Burenkrieg s. Notizbuch 177.</p> <p>Burne-Jones . . . . . 307</p> <p>Buzang s. Notizbuch 415.</p> <p>Dame von Magin, die s. Theaternotizbuch 134.</p> <p>Delagoabai s. Notizbuch 183.</p> <p>Demokratie und Kaiserthum s. Notizbuch 317.</p> <p>Deroute . . . . . 309</p> <p>Dr. Ing. s. Notizbuch 93.</p> <p>Dostojewskij . . . . . 256</p> <p>Eisenbahnbeamte s. Notizbuch 180</p> <p>Festtagebuch . . . . . 233</p> <p>Fleischbeschau s. Notizbuch 406.</p> <p>Flotte und Börse . . . . . 276</p> <p>Flotte, die spanische . . . . . 538</p> <p>Fuhrwerk und Fußgänger . . . 18</p> <p>Gehorsam . . . . . 224</p>	<p>Gewitterbildung . . . . . 534</p> <p>Gnadenrecht s. Justizchronik 455</p> <p>Gold, gleichendes . . . . . 580</p> <p>Goodwill . . . . . 128</p> <p>Handelskammern, Deutsche, im Ausland . . . . . 33</p> <p>Handelstag, der deutsche s. Notizbuch 95.</p> <p>Hermen . . . . . 439</p> <p>Historikertag s. Tulp.</p> <p>Hochschul- und Studentenwesen Deutschlands s. Selbstan- zeige 499.</p> <p>Hohenlohe, Fürst Eitelwig zu s. Notizbuch 544.</p> <p>Hülten, Weber &amp; Co. s. Notiz- buch 413.</p> <p>Humanität und Christenthum . . 464</p> <p>Humanität und modernes Leben 520</p> <p>Italienische Wirtschaft . . . . 440</p> <p>Jugend von heute s. Theater 44.</p> <p>Justizchronik . . . . . 39, 230, 454</p> <p>Kampf, der, um die Nießsch- Ausgabe 110, 279 s. a. Notiz- buch 314, 407.</p> <p>Karneval in Nizza . . . . . 156</p> <p>Karriere . . . . . 473</p> <p>Klimt, der Fall . . . . . 64</p> <p>Kohlenwucher? . . . . . 170</p> <p>Kolonialdirektor s. Notizbuch 404.</p> <p>Konzertleben, Berliner . . . . . 120</p> <p>Kriegshafen, ein neuer . . . . . 214</p> <p>Kronenrente, die . . . . . 400</p> <p>Kronprinz s. Notizbuch 319, 543.</p>
--	--

Kulturgeſchichte . . . . .	192	Siegmund, Kaiſer ſ. Notizbuch 412.	
Kunſt, tote . . . . .	560	Skaven der Liebe . . . . .	28
Kunſt und Kunſtſalons in Berlin	217	Sozialdemokratie ſ. Uebertritt.	
Lauff ſ. Notizbuch 412.		Speidel, ſ. Theaterkritiker.	
Levi, General-Muſik-Direktor		Spencer, Herbert und der Sozial-	
ſ. Notizbuch 313.		liſmus . . . . .	58
Lex Heinze ſ. Notizbuch 409.		Stadtanleißen . . . . .	226
ſ. a. Schönheitsfrevel.		Sturmsignale . . . . .	359
Lex Hompeſch . . . . .	369	Sudan, der britiſche . . . . .	344
Ludwig, Prinz von Bayern		Sullivan, Arthur ſ. Notizbuch 540	
ſ. Notizbuch 415.		Sünderinnen . . . . .	269
Malerei, engliſche . . . . .	356	Tage, Schwarze . . . . .	502
Monroe-Doktrin, die . . . . .	202	Theater . . . . .	44
ſ. a. Notizbuch 542.		Theaterkritiker, zwei . . . . .	362
Moritz und Nina . . . . .	1	Theaternotizbuch . . . . .	133
Morris, William . . . . .	490	Thielen, von ſ. Notizbuch 544.	
Multatuli . . . . .	294	Thierſchutz und Thierethik . . .	478
Murawiew . . . . .	545	Tochter, die, des Erasmus	
Mutter, die Neue . . . . .	513	ſ. Theater 46.	
Nataſcha . . . . .	338	Topika . . . . .	505
Naumann, Pfarrer ſ. Notizbuch 316		Thronfolgeſtreit, der lippiſche . .	550
Niepiſche-Ausgabe ſ. Kampf.		Tulpe, in der . . . . .	166
Nihilismus . . . . .	10	Uebertritt, mein, zur Sozialdemo-	
Nizza ſ. Karneval.		kratie . . . . .	326
Notizbuch . 93, 177, 313, 404	583	Univerſitäten, ſ. Amerikanische.	
Novelli, Ermete . . . . .	395	Unter den Linden . . . . .	185
Oberlehrermiſere . . . . .	144	Utopien, verwickelte . . . . .	207
Papagei, der . . . . .	300	Venebig . . . . .	69
Parifiana . . . . .	417	Venus, Frau . . . . .	574
Peter von Oldenburg ſ. Notiz-		Vereinigte Staaten von Afrika .	287
buch 544.		Vitalismus, der alte und der neue	243
Phraſeologie . . . . .	97	Von zwei Seiten . . . . .	299
Rapenhoſers Urkraffttheorie . . .	150	Waarenhaussteuer . . . . .	137
Rede des Prinzen Ludwig von		Wahlrecht ſ. Notizbuch 183.	
Bayern ſ. Notizbuch 415.		Wales, Prinz von ſ. Notizbuch	
Reinlichkeit in den Alpen . . . .	25	96, 177.	
Renaissance . . . . .	72	Webers Oberon ſ. Notizbuch 412	
Rhodes, Cecil ſ. Notizbuch 543.		Weltanſtellung-Eindrücke . . .	429
Roberts, Lord . . . . .	104	Westpreußen ſ. Notizbuch 405.	
Sarcey ſ. Theaterkritiker.		Wiesbaden ſ. Notizbuch 320.	
Schaufpielerkünſte . . . . .	587	Winterſchlaf ſ. Theaternotiz-	
Schleiermacher . . . . .	281	buch 133.	
Schlenker ſ. Vera.		Wirthſchaft ſ. Italienische.	
Schönheitsfrevel . . . . .	496	Wittwer, der . . . . .	447
Selbſtanzeigen 89, 131, 163, 273,		Zahnärzte ſ. Notizbuch 93, 181.	
303, 449, 499.		Zukunft-Menſchen . . . . .	529



Berlin, den 7. April 1900.

## Moriz und Rina.

Krefzin, am Bismarcktage 1900.

**M**oriz, Scheusal, Bruder!

Länger warte ich nicht. Es ist, schlicht, agrarisch, also unhöfisch, und pommersch gesagt, eine Affenschanke, wie Du mich behandelst. Daß ich seit dem Spätherbst nicht nach Eurem ekligen Berlin kommen konnte, weißt Du. Die Hoftrauer war uns, schon wegen der Lichtbriefe, sehr à propos; mir hätte bei dem Gedanken an Alle, die im Weißen Saal gefehlt hätten, das Herz geblutet. Daß ich hier und in der Umgegend nichts erfahre, weißt Du. Daß ich nun einmal in diesen politischen Sachen lebe und webe, weißt Du. Daß Du feierlich versprochen hast, mich au fait zu halten, weißt Du. Nichts. Keine Sterbenssilbe. Alle drei Monate, so oft, wie Du Steuern bezahlst, in die Kirche gehst und Bluff spielst, könntest Du wahrhaftig doch Deiner armen Schwester, die in der Wildniß lebt, Etwas zukommen lassen. Daran stirbt man ja nicht. Das fordert, Euer Hochgeboren halten zu Gnaden, der sogenannte Anstand. Und das Familiengefühl. Jeden Morgen, wenn der Landbriefträger in Sicht kommen mußte, habe ich auf Kohlen gefessen. Zimmer vergebens. Dabei hat Schweningner mir Aufregungen noch strenger als Rothwein verboten. Dir aber ist Alles Büchsenfleischwurst. Ach, bitte, verschone mich mit faulen Ausreden, an die ich doch nicht glaube. Du mußt wissen, was los ist. Ihr hattet ja eben erst Herrenhäuslerei und habt ausführlicher geseffen, als Eure Bequemlichkeit sonst erlaubt. Daß da

nicht Alles und noch Einiges mehr beredet worden ist, kannst Du mir nicht weismachen. Kenne ich von früher. Große Klatschparade. Weiter habt Ihr in dem alten Kasten ja nichts zu thun. Das Bischen Etat! Oder hört Ihr etwa zu, wenn Herr Haby (auch schon im Herrenhaus!) gegen die alten Griechen loszieht? Nein, mein edler Herr, auf solche Sachen fällt eine bis auf die Knochen Schwarz-Weiße nicht rein. Es ist ja sehr nett, daß Du mir manchmal Konfekt von Hövell schickst und den *Moniteur de la mode* für mich abonnirt hast, aber Du darfst nicht glauben, daß damit schon der brüderlichen Pflicht genügt ist. Als ob es hier darauf ankäme, wie eng oder weit man draußen die Röcke trägt! Deine Vorlesung (bei Paillard) über die Toiletteugenden der Pariserin habe ich nicht vergessen. Jetzt aber gehen mir, weiß Gott, ganz andere Dinge durch den Kopf. Und ich schäme mich halbtot, wenn die Nachbarn von mir Neues hören wollen, weil ich ja durch meinen eingeweihten Herrn Bruder unterrichtet sein müsse, und ich dann alle kümmerliche Diplomatenkunst aufbieten muß, um nicht wie die dümmste der Gänse auf meinem altmodischen Damastjosa zu hocken.

Ihr sitzt nicht mehr in der Leipzigerstraße. Mit Vorlagen kannst Du Dich nicht entschuldigen. Wenn Du Dich jetzt nicht zu einem langen Schreibebrief aufschwingsst, ist Deine Herzlosigkeit vor Mit- und Nachwelt bewiesen. Schließlich hat selbst die Langmuth einer Schwester ihre Grenzen. Also: los!

Damit Du mir nicht in gewohnter Aalglätte ausweichen kannst, will ich Dir klipp und klar die nöthigsten Fragen vorlegen. Ist es wahr, daß Oslodwig von uns gesagt 't, wir erinnerten ihn an Vorgänge in der Thierwelt? Du kennst meine Ansichten über ihn. Das aber scheint mir doch selbst von ihm unglaublich und ich möchte es für eine Erfindung der Judenblätter halten. Der Mann ist ja kein Preuße — hat er eigentlich mehrere Vaterländer? —, aber doch aus zu gutem Hause, um nicht zu wissen, wem man mit solchen Redensarten Vergnügen macht. Und Einer wenigstens von Euch würde doch die Antwort nicht schuldig geblieben sein. Seid Ihr denn nicht immun und könnt Alles sagen, sollt sogar Alles sagen? Oder ist bei Euch wirklich Alles aus Rand und Band? In einem Brief, den Adolf bekam, standen die merkwürdigsten Andeutungen. Die Fleischsache sei verloren. Da, wie bei dem Zeug, das Ihr Lex Heinze nennt, werde die hochwohlthätliche dem Geschrei nachgeben. Und Klinskowstroem, dessen Reichstagsrede ich damals mit Wonne las, sei abgeschwenkt und habe uns einfach verrathen. Ueberhaupt müsse die Sache jetzt zum Klappen kommen; selbst Wangenheim, der immer für Abwarten und Mäßigung war, wolle sich nicht länger hin-

halten lassen. Das klingt wie ein Märchen. Auf den Korflacker würde ich noch jetzt jede Wette halten. Er wäre meine letzte Illusion. Denn ich war selig, als er loslegte und die schlappen Leveehoms und Konsorten ablöste. Wenn er pflaumenweich wird, traue ich Keinem mehr. Außer Dir natürlich; aber Du letzter märkischer Ritter sitzest ja nicht im Reichstag. Kinder, nehmt Euch in Acht! Noch eine Weile so weiter, dann könnt Ihr die Scherben der preussischen Herrlichkeit zusammensuchen. Denkt Ihr denn, mit Schiffen und Weltschacherei sei Alles abgemacht? Ich bin nur eine Frau, ohne höhere Bildung, Wahlrecht und, wie ich heutzutage immer lese, starke Individualität. Auf den Reim aber würde ich nicht kriechen. Uebrigens: gehen die Schiffe durch? Alle? Und was macht der Kammerherrenkanal? Ich finde, all die Sachen dauern, *par le temps qui court*, geradezu gräßlich lange. Draußen scheint ja auch wieder der Teufel los. Die traurige Engländerei deutet auf Verstimmung im Osten. Das wird bestätigt durch die *affaire Radolin*, die doch sicher, trotz Dementi, wahr ist. Erinnerst Du Dich, wie Bismarck — ich meine natürlich den alten; Bismarck schlechtweg ist überhaupt nur der alte — sagte, er begreife nicht, wie man einen Polen nach Petersburg schicken könne? Schon Konstantinopel, wo Radowig, mit russischer Frau, am Besten hinpafste, sei merkwürdig gewesen; nun erst Petersburg! Scheint in der That mit Maria Paulowna unglaubliche Taperei angerichtet zu haben. Paß mal auf, ob S. M. nicht nächstens den Biebersteiner hinschickt (von wegen des Handelsvertrages) und Kiderlen, der jetzt ja dran glauben mußte, seine Anekdoten am Bosphorus erzählen läßt. Allerdings nur meine Privatkombination; manchmal aber habe ich in solchen Geschichten eine bessere Witterung gehabt als Ihr mit all Euren Pariserplatzbekannten.

Nun lachst Du hämisch (hüte Dich: man sieht die Plombe links oben) und denkst: Dieses Weib wird von Tag zu Tag eitler! Danke; aber vergiß darüber das Schreiben nicht. Du hast noch 'ne knappe Galgenfrist. . . Lotte freut sich gewiß schon auf Ostern und schmiedet mit Tütchen Pläne zum Kuchenbacken. Gründonnerstag spätestens mußt Du eingerückt sein. Lange vorher aber . . . Na, ich sage nichts mehr, sondern bin — einstweilen noch —

Deine wohlaffectionirte Schwester

Nina.

Berlin, am vierzehnten Germinal 1900.

Citoyenne,

nimm mirs nicht übel: aber Dein Brief klingt so decidirt revolutionär, spottet so aller traditionellen Familienzucht, daß ich unwillkürlich in den

Sansculottenkalender und in den Stil der Schreckenszeit gerathen bin. Schrecken genug hast Du mir ins alte Gebein gejagt (ich bin nämlich noch immer der Aeltere, was ich für künftige Fälle zu vermerken bitte) und außerdem hast Du von Paillard gesprochen und damit eine der wundesten Stellen in meinem empfindsamen Herzen getroffen. Paillard! Die Toiletten, die Seesunge mit Muschelsauce, die braunen Fiedler in ihren rothen Hemden und draußen, zwischen Oper und Variétés, das Leben! Es war einfach himmlisch; und beinahe hätte ich, zum ersten Mal in meinem Leben, bedauert, daß ich nicht bei den Kunstdiplomaten geblieben bin. Dann aber dachte ich an Sofia, Bangkof und ähnliche schöne Gegenden: brr! Lieber noch unter den Wrufen. Aber famos wars und auch ohne den Besuch bei den bimetalistischen Leitern der Banque de France hätte ich mich so zu sagen selig gefühlt. Que voulez-vous? Selbst Du fanatische Märkerin kamst aus dem Entzücken nicht heraus. Meinst Du, ich hätte nicht gesehen, wie Du hinter Deinem Fächer vor Lachen fast ersticktest, wenn die Cassive sagte: C'est pas mon père? Sobald der Ausstellungsrummel vorbei ist, müssen wir wieder hin; auf drei Wochen. Ja? Abgemacht. Shake Hands.

Aber heute soll ich ja ganz anderen Affen Zucker geben (Du siehst, wie Du mit Deiner „Affenschande“ gute Sitten verdirbst). Zunächst also: ich bekenne mich schuldig und bitte um mildernde Umstände. Müssen mir gewährt werden. Denn erstens weißt Du nicht, wie so'n berliner Winter Einen mitnimmt, zweitens hätte ich auch ohne Euer Hochwohlgeboren Excitatorium noch vor Ostern geschrieben und drittens war bis vor ein paar Tagen noch Alles in Fluß, wie, glaube ich, die Griechen sagten (nicht die, an denen Adolf, dieser verdorbene Jobber, damals das schöne Stück Geld verlor). Eigentlich fließt es noch immer; an einzelnen Stellen aber sieht man doch schon Land. Die Quartalsbilanzen, die Du in Deiner Milde forderst, lassen sich eben nicht auf den Tag liefern. Ich bin nun einmal riesig gewissenhaft. Soll ich Dir Sachen schreiben, die heute halb wahr, morgen vielleicht schon ganz unwahr sind? Dann verliere ich bei Dir und Umgegend bald Ehre und Reputation. Und was würde aus Deinem besetzten Kreisanschen, wenn Du auf Deine . . . Hochsommertage angingest, falsche Nachrichten zu gliffiren? Ich würde mich nicht mehr in Deine geliebte Nähe wagen.

Dabei fällt mir ein: ums Himmelswillen erzähle nicht etwa, daß Haby im Herrenhaus sitzt! Kann ja noch kommen. Vorläufig aber heißt der Mann, den Du meinst, Slaby. Distinguendum est: Bartbinde, es ist erreicht und naturwissenschaftliche Demonstrationen in usum Delphini



(Adolf soll nachschlagen). Der, an den Du denkst, ist augenblicklich Ia, noch mehr in Gunst als unser Standesgenosse Siemens, immer zugezogen. Schlagfertig und amusant bei Tische, Bellachini der Technik. Wahrscheinlich Kultusminister des zwanzigsten Jahrhunderts, des wirklichen, nicht des preussisch-deutschen. Neulich Kandidatenrede: nieder mit den toten Sprachen! Studt, der überhaupt verständig, sehr wacker dagegen. Noch hitziger der tiefer Oberyran (Du weißt doch: der sich so böse hereingelegt hat, als er bei einem Empfang von „seiner“ guten Stadt Kiel sprach). Dieses Turnier der in der Sonne und im Schatten Fechtenden war also viel kurzweiliger, als Du Dir träumen liehest. Hübsche Aussicht auf allgemeine Umkämpfung. Excellenz Slaby, Excellenz Siemens, im Hintergrunde der Kolos von Rhodestia. So muß es kommen. So wird es kommen.

Deshalb sind all die Sachen, die Dir durch den fast noch blonden Kopf gehen, nicht so furchtbar wichtig. Natürlich ist's wahr, daß Chlodwig, der über die Fleischgeschichte wüthend ist und noch wüthender, weil man sagt, er dürfe, wegen Werth, den nächsten Handelsvertrag mit Rußland nicht machen, uns in seiner sinnigen Art der Thierwelt verglichen. Mein Gott: der Mann hat sich eben in einem Lebensalter, wo Andere schon stillstehen, noch anmuthig gemauert. Erst war er Kulturkämpfer, dann nannte er, im Mai 80, die Fortschrittsleute in einem offiziellen Aktenstück schlankweg Republikaner, — und heute ist er beim Centrum ziemlich und beim Fortschritt riesig beliebt. Darauf scheint er Werth zu legen. Kein Wunder. Wer bei den Liberalen einen Stein im Brett hat, kann lachen und braucht um seinen Ruhm nicht besorgt zu sein. Vor diesem Thron buhlen heutzutage sogar die Röchelsten der Rothen um Gunst. Bedenke gütigst, wie schwer die Leute unserem Bismarck das Leben machten; wie sollte Onkel Chlodwig da nicht das bessere Theil erwählen? Hat ja von unserer Existenz auch keine Ahnung, vollständig nationalliberal barrikadirt; und wirtschaftlich: Verständigung ganz ausgeschlossen. Geh mal hin und sprich mit ihm über Valutaschwankungen, Arbitrage, Transitlager, also die einfachsten Sachen: sofort Schluß der Debatte. Und Du verlangst noch, wir hätten ihm antworten sollen! Was denn? Wir können doch nicht den österreichischen Kamerton anschlagen; und alles Andere wäre zu schwach gewesen. Uebrigens ist er nur dekorativ, deshalb gleichgiltig, ob er, um Lebenszeichen zu geben, mal 'ne Meinung riskirt. Macher ist Bernhard Bülow, der S. M. alle Tage sieht und sich selbst den „Manager“ des Monarchen nennt. Sonderbare Berufsauffassung, gewiß; aber der Vortheil täglichen Sehens ist gar nicht zu überschätzen. Andere Minister müssen oft

Wochen lang warten, manchmal noch länger. Wodurch war Beust seinen Kollegen so über? Bülow ist Preuße (allerdings nur Schleswig-Holstein, was aber jetzt günstig) und nicht, wie Thlodwig und Fürstenberg, sujet mixte. In unseren Osten, wo die Hauptarbeit ansetzen müßte, hat er aber nie ordentlich hineingeguckt. Studien in Lausanne, Leipzig, Berlin, bonner Königshusar, Justiz und Verwaltung in Mex, dann Diplomatie in Paris, Petersburg, Bukarest, Rom und Heirath mit Camporeale-Minghetti. Woher soll er haben? Bureaukratenöhne ohne Landjugend sind mir für Preußen immer bedenklich. Ich will ihm nicht Unrecht thun. Er wird sein Plänchen haben. Alles zusammenkaufen, was irgendwo an herrenlosen Inseln oder bankerotten Küstenstrichen zu haben ist, große Flotte zum Schutz der Exporteure und dann Produziren und Handeln auf Deibelholen. Wunder schön, pourvu que ça dure. Damit wird's, fürchte ich, hapern. Moskowiter und Jankees sind verflucht flinke Kerls. Konkurrenz draußen und Arbeitslohn bei uns wird wachsen. Und gesichert scheint mir ein Staat nur, wenn er Dinge produziert, die unter allen Umständen Abnehmer finden. Ohne rentablen Ackerbau und lohnende Viehzucht kommen wir ins graueste Elend. Also sind besondere Maßregeln nöthig. Also wäre es besser, ein paar hundert Millionen in die drei armen Ostprovinzen zu stecken, als sie an Stahlplattenfabrikanten, Kiautschou, Marianen und ähnliche Thosen zu verläppern. Davon aber will der Manager nichts hören. Und sein — Jottedoch, sagte Bismarck in diesem Fall gern — Chef wird, wenn eine unbescholtene Menschenklasse die Vorbereitung zur Abschachtung mit einigem Geschrei begrüßt, an die Thierwelt erinnert. (Sehr richtig! links). Amusanter Zustand.

Daß die Geschichte endlich zum Klappen kommen muß, versteht sich am Rande. Wird auch, über kurz oder lang. Und, in Parenthese, ich finde Dich auch ohne brüderliche Liebe gar nicht übel informirt. Dein tuyau stimmt. Ja: Klindowstroem, der im Plenum so tapfer donnerte, ist umgefallen, — war bereits vor der Donnerei umgefallen; er hatte schon in der Fraktionssitzung für Fideikommiß gesprochen. Jetzt Nachgiebigkeit in der Fleischsache, später Kornzoll von sechs Mark. Wurde überstimmt, ging hin und donnerte. Seitdem hat er weiter unterhandelt und der Bund ist empört gegen ihn. Du ja auch. Mit „Verrath“ aber sollte Minettes Gerechtigkeit nicht gleich um sich werfen. Der Korflader meint es wahrscheinlich ganz gut, sieht eben nur nicht, wohin die Reise geht. Auch verlernt sich tüchtiger Landrathsdirekt nicht so leicht. Ueberhaupt: wie kommt's denn, daß bei uns stets über Kamarilla geklagt wird und wir in unserem Adel, der doch Klasse und

unbestreitbare Qualitäten hat, so selten widerstandsfähige Leute finden? Du weißt, ich habe ein faible für den Einspänner Lagarde, der Dir nie bismarckfromm genug war. Von ihm habe ich mir neulich die Säge notirt: „Die sogenannten Junker helfen den Kronen und Krönchen, weil die Kronen und Krönchen ihnen helfen und sie deren Hilfe brauchen. Wollen wir die Kamarilla loswerden, so müssen wir die Adelligen dadurch von den Kronen los-trennen, daß wir ihnen die Möglichkeit eröffnen, ohne die Gunstbezeugungen der Krone zu existiren. Wir müssen sie wirthschaftlich unabhängig machen und sie werden — nicht sofort, aber doch ziemlich rasch — wieder werden, was ihre Vorfahren meist waren, Gemein-Freie: sie werden aus Adel, der sie nicht sind, zur gentry werden, zu dem Stande, der England groß gemacht hat und uns völlig abgeht.“ Entschuldige mich, milde Seele; so lange Citate sollen nicht wieder vorkommen. Das aber ist nun mal des Pudels Kern. Und da wir gerade bei den Hundten sind: erinnere Dich an den Ausdruck: amuser un chien? So sagte man früher, wenn man einem Köter Fett über die Schnauze strich, damit er trockene Krusten für Butterbrot esse. Dieses neckische Spiel wird seit Jahren an unseren gemeinen Leibern probirt. Man schmirt uns das musea mit Speckschwarte ein und hofft, wir würden beim Verschlingen der Krusten vor Wonne schmazen. Das gelingt nun nicht mehr. Selbst Wangenheim, der so lange das Panier der Hoffnung trug, hat den Glauben verloren; die ewigen Reibereien mit seiner schlappen Fraktion sind ihm arg auf die Nerven gefallen und er würft am Liebsten die Flinte ins Korn. Aber ob mit diesem ganz prächtigen, klugen und politisch gewandten Führer, ob unter Roesicke oder dem kleinen Ploetz aus dem Posenischen: sicher ist, daß der Bund radikal werden muß und wird. Es wird bald zum Schisma kommen. Was bei den Konservativen abhängig ist, bleibt an der Krippe, die Anderen etabliren sich vor dem großen Krach als allerentschiedenste Opposition. Dir blutet bei dem Gedanken das Herz; ganz natürlich; il y a de quoi. Und doch ist's nicht zu vermeiden. Der Landmann, der als Wähler oder Gewählter die Exportseuche und ihren Panzerschutz unterstützt, gehdrt auf die Possenbühne. Die Leute machen auch einfach nicht mehr mit. Wenn der B. d. L. das Pötelfleisch, wie Posadowsky-Klinkowstroem möchten, opferte und die Flotte bewilligte, könnte er liquidiren. Wie die Dinge jetzt liegen, ist anzunehmen, daß die ganze Fleischbeschauvorlage fällt, sofort eine starke Agitation gegen die heimische Fleischkontrolle beginnt und rechts und in der Mitte die strammen Agrarier gegen die Schlachtschiffe stimmen. Was dann? Nescio. Wenigstens haben wir Klarheit. In einem Industriestaat mit Ercribhauskultur

gehören die Landwirth in die Opposition. Hoffentlich wird dafür gesorgt, daß es die allergeheureste sein und bleiben kann.

Donner und Doria: wird die Epistel lang! Und dabei ist Dein Speisezetteln noch nicht mal erschöpft. Und dann wunderst Du Dich, wenn man nicht leicht den Muth zu solchem an sich gewiß löblichen Thun faßt. Was wolltest Du denn noch? Heinz? Ach bitte, schönste der Schloßfrauen: erspare mir der alten Wunde unnenntbar schmerzliches Gefühl! Diese Sache ist wirklich zu dumm; dumm angefangen, dümmer geworden; und das Allerdümmste wird, fürchte ich, der Schluß sein. Peccatur intra et extra (Adolf soll nachschlagen). Die bekannten keuschen Ohren und Augen waren wieder mal riefig empört. Dann bemächtigte sich die liebe öffentliche Meinung des Dinges und nun geriethen wir natürlich ins Reich des höheren Blödsinns. Näheres mündlich, so weit die sogenannte Sitte es erlaubt. Fazit vermuthlich, daß die hochwohllobliche kuschelt, hier wie bei der anderen Fleischaffaire. Wäre grenzenlose Blamage. Aber warum nicht? Morgen wieder lustig, comme dit l'autre. Immerhin, da der Obertaktiker Lieber für absehbare Zeit noch nicht die alte Gelenkigkeit zurückbringen wird, Verstimmung des Centrums möglich, die auf die Flotte fatal wirken könnte. Du siehst also, daß die Schiffe noch nicht im Hafen sind. Meinen persönlichen Standpunkt kennst Du seit Herbst. Politisch werthlos, da erstens auf die Dauer nur auf Kosten der Landmacht erträglich, zweitens von den Anderen doch bald eingeholt, sogar überholt, drittens an ernste Absicht gegen Albion rebus sic stantibus doch nicht zu denken. Wäre dafür gewesen, die braven Vettern jetzt kleinzumachen, damit sie später, wenn Yankees und Russen sie auf dem vielbelobten Weltmarkt bedrängen, uns, id est Mitteleuropa, brauchbare Allirte werden. Aber, wie gesagt, nicht dran zu denken. Wozu also? Wirthschaftlich, wenn durchaus Exportpolitik Trumpf sein soll, als Prämie gegen Krach: all right! Nur sollte man uns nicht zumuthen, dabei mitzumachen. „Nur die allergrößten Käiber“ . . . Du erinnerst Dich wohl noch an den famosen Wahlaufruf des „Genossen“ in Eurem Kreis.

Na, und Kanal? Lieber Himmel: der Lieutenant muß vor dem Fähnrich selig werden. Erst das Meer, dann die Flüsse. Man will unsere Leute nicht vor den Kopf stoßen. Haben sie erst in der berühmten nationalsten Lebensfrage Ordre parirt, dann wird sich das Andere schon finden. Handelsvertragskompensationen rücken näher. Das Alles ist so durchsichtig, daß der Blindeste keinen Krückstock braucht, um sich zurechtzufußeln.

Diplomatie, mein Engel, ist ein weites Feld. Man muß mit den

kleinsten Vorantagen zufrieden sein. Anderswo ist's gerade in dieser Beziehung auch nicht prima. Lord Curzon, als Gatte der früheren Miß Leiter, deren Papa für seinen Jungen die Börsenschulden zu zahlen verweigerte, Vizekönig von Indien! Chamberlain hat die Ehe gedeichelt und hält Curzon gegen die Vorstellungen des indischen Oberstkommandirenden, der meinte, das Land werde, wegen des Burenkrieges, zu sehr von Truppen entblößt. Ueberall die selbe Versippung von Diplomatie und Finanz. Bei uns ist Eckardstein wenigstens vorläufig doch nicht ans Ziel gekommen. Sie haben ihm Wolff-Metternich auf die Nase gesetzt und einstweilen ist von Botschaft keine Rede. Freut mich, nicht wegen des Ahnen Jakob Eckhardt, sondern wegen Maple.

Nadolin, wie Du gelesen haben wirst, quand même hoch in Gunst. Die Russen mögen den Polen nicht und zwischen ihm und Murawiew kann es, von wegen des boucher de la Pologne, nie zu rechter Intimität kommen. Wenn er wirklich Maria Paulowna als Deutsche angesprochen hat, wäre es Beweis von unglaublich mangelhafter Psychologie. Aber vielleicht Kanzler tôt ou tard. Dazu reicht es immer. Und er hat ja irgend einen Orden, den Bismarck getragen hatte, um dem Halse (Wrangel!) bekommen.

Kombination Marschall-Kiderlen kann richtig sein. Bukarest gilt als Vorstufe zu Konstantinopel, wo S. M. gerade jetzt, da in Kleinasien die Rivalität losgeht, wohl gern einen der Vertrautesten haben wird. Und Kiderlen ist nicht in dem von Dir so häufig erwähnten Wurstkeffel. Gar nicht, obgleich die Anekdotenzeit vorüber sein soll. Er war neulich bei der Tafel, hat da unten zehntausend Mark mehr als in Kopenhagen; und Dänemark ist, seit die Alte tot ist, nicht mehr sehr interessant. Früher, als Murawiew dort mit den beiden gekrönten Damen, Mutter und Tochter, arbeitete, war Allerlei los. Nun ist die kluge Hauptactrice dahin, Murawiew ist längst in das Lager der Zarin übergegangen, der Einfluß der Kaiserin-Wittwe auf die äußere Politik ist gering und Madame Nikolaus kommt nicht gern nach Kopenhagen, weil sie da hinter ihrer Schwiegermutter rangirt. Mit diesem Centrum aller deutschfeindlichen Bestrebungen ist's also aus, während man in Bukarest die Fäden der Orientintriguen beaufsichtigen kann. Wenn Du Recht behälst, verpflichte ich mich, in der rue de la paix einen namhaften Theil meines Vermögens für Dich anzulegen. Immer noch dunkle Perlen?

Ich bitte um ein gnädiges Lächeln und bin, stolz nach erfüllter Pflicht, Dein gehorsamer, mißhandelter Musterbruder

Moritz.



## Nihilismus.\*)

## 1.

## Vorrede.

**G**roße Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet; groß, Das heißt: cynisch und mit Unschuld.

Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden: denn die Nothwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an: für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespißt. Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit Langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los, unruhig, gewaltfam, überstürzt, einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.

Der hier das Wort nimmt, hat umgekehrt nichts bisher gethan, als sich zu besinnen: als ein Philosoph und Einsiedler, der seinen Vortheil im Abseits, im Außerhalb, in der Geduld, in der Verzögerung, in der Zurückgebliebenheit fand, als ein Wage- und Versucher-Geist, der sich schon in jedes Labyrinth der Zukunft einmal verirrt hat, als ein Wahrsagevogel-Geist, der zurückschaut, wenn er erzählt, was kommen wird; als der erste vollkommene Nihilist Europas, der aber den Nihilismus selbst schon in sich zu Ende gelebt hat, — der ihn hinter sich, unter sich, außer sich hat. . .

Denn man vergreife sich nicht über den Sinn des Titels, mit dem dies Zukunft-Evangelium benannt sein will. „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe“ — mit dieser Formel ist eine Gegenbewegung zum Ausdruck gebracht, in Absicht auf Prinzip und Aufgabe; eine Bewegung, welche in irgend einer Zukunft jenen vollkommenen Nihilismus

\*) Frau Dr. Föderer Nietzsche hat die folgenden, hier zum ersten Mal veröffentlichten Gedanken Nietzsches aus den Vorarbeiten zur „Umwerthung aller Werthe“ der „Zukunft“ zur Verfügung gestellt und theilt mit, daß diese Fragmente aus dem Jahre 1887 und dem Anfang des Jahres 1888 stammen und nach dem Plan, wie er in der damaligen Zeit bestand, in das erste Buch der „Umwerthung“ kommen sollten. Eine Disposition zu dem unvollendet gebliebenen Werk, die diesem Plan entspricht, findet man am Schluß der Veröffentlichung. Das erste Fragment ist eine Vorrede zur „Umwerthung“, die später in Folge der Kenderung des Planes durch eine andere ersetzt wurde. Als Nietzsche nämlich an die Ausarbeitung ging, entwarf er für sein Werk einen neuen Plan, dessen erster ausgeführter Theil der „Antichrist“ war.

ablösen wird; welche ihn aber voraussetzt, logisch und psychologisch, welche schlechterdings nur auf ihn und aus ihm kommen kann. Denn warum ist die Heraufkunft des Nihilismus nunmehr nothwendig? Weil unsere bisherigen Werthe selbst es sind, die in ihm ihre letzte Folgerung ziehen, weil der Nihilismus die zu Ende gedachte Logik unserer großen Werthe und Ideale ist, — weil wir den Nihilismus erst erleben müssen, um dahinter zu kommen, was eigentlich der Werth dieser „Werthe“ war. . . Wir haben, irgendwann, neue Werthe nöthig. . .

## 2.

Ursachen für die Heraufkunft des Pessimismus: 1. daß die mächtigsten und zukunftsvoollsten Triebe des Lebens bisher verleumdet sind, so daß das Leben einen Fluch über sich hat. 2. Daß die wachsende Tapferkeit, das tiefere Mißtrauen und die Rebllichkeit des Menschen die Unablösbarkeit dieser Instinkte vom Leben begreift und dem Leben sich entgegenwendet. 3. Daß nur das Mittelmäßigste, das jenen Konflikt gar nicht fühlt, gedeiht, die höhere Art mißrath und als Gebilde der Entartung gegen sich einnimmt, — daß, andererseits, das Mittelmäßige, sich als Ziel und Norm gebend, indignirt (— daß Niemand ein Wo zu? mehr beantworten kann: —). 4. Daß die Verkleinerung, die Schmerzlosigkeit, die Unruhe, die Hast, das Gewimmel beständig zunimmt, — daß die Bergegenwärtigung dieses ganzen Treibens „der sogemanten Civilisation“ immer leichter wird, daß der Einzelne angesichts dieser ungeheuren Maschinerie verzagt und sich unterwirft.

## 3.

Aus dem Druck der Fülle, aus der Spannung von Kräften, die beständig in uns wachsen und noch nicht sich zu entladen wissen, entsteht ein Zustand, wie er einem Gewitter vorhergeht: die Natur, die wir sind, verdüstert sich. Auch Das ist Pessimismus. . . Eine Lehre, die einem solchen Zustand ein Ende macht, indem sie irgend Etwas befehlt, eine Umwerthung der Werthe, vermöge deren den aufgehäuften Kräften ein Weg, ein Wohin gezeigt wird, so daß sie in Blitzen und Thaten explodiren — braucht durchaus keine Glückslehre zu sein: indem sie Kraft auslöst, die bis zur Qual zusammengedrängt und gestaut war, bringt sie Glück..

## 4.

Zur Kritik des Pessimismus. — Das „Uebergewicht von Leid über Lust“ oder das Umgekehrte (der Hedonismus): diese beiden Lehren sind selbst schon Wegweiser zum Nihilismus . . . denn hier wird in beiden Fällen kein anderer letzter Sinn gesetzt als die Lust- oder Unlust-Erscheinung. Aber so redet eine Art Mensch, die es nicht mehr wagt, einen Willen, eine Absicht, einen Sinn zu setzen: — für jede gesunde Art Mensch mißt sich der Werth des Lebens schlechterdings nicht am Maße dieser Nebensachen. Und ein Uebergewicht

von Leid wäre möglich und trotzdem ein mächtiger Wille, ein Ja-sagen zum Leben, ein Nöthig-haben dieses Uebergewichts. „Das Leben lohnt sich nicht;“ „Resignation;“ „warum sind die Thränen?“ . . . — eine schwächliche und sentimentale Denkweise „un monstre gai vaut mieux qu'un sentimental ennuyeux.“

Der Pessimismus der Thatkräftigen: — das „Wozu?“ nach einem furchtbaren Ringen, selbst Siegen. Daß irgend Etwas hundertmal wichtiger ist als die Frage, ob wir uns wohl oder schlecht befinden: Grundinstinkt aller starken Naturen — und folglich auch, ob sich die Anderen gut oder schlecht befinden. Kurz, daß wir ein Ziel haben, um dessentwillen man nicht zögert, Menschenopfer zu bringen, jede Gefahr zu laufen, jedes Schlimme und Schlimmste auf sich zu nehmen: die große Leidenschaft. Das „Subjekt“ ist ja nur eine Fiktion; es giebt das Ego gar nicht, von dem geredet wird, wenn man den Egoismus tadelt.

## 5.

Entwicklung des Pessimismus zum Nihilismus. — Entnatürlichung der Werthe. Scholastik der Werthe. Die Werthe, losgelöst, idealistisch, statt das Thun zu beherrschen und zu führen, wenden sich verurtheilend gegen das Thun. Gegensätze eingelegt an Stelle der natürlichen Grade und Ränge. Haß auf die Rangordnung. Die Gegensätze sind einem pöbelhaften Zeitalter gemäß, weil leichter faßlich. Die verworfene Welt, angesichts einer künstlich erbauten „wahren, werthvollen“. Endlich: man entdeckt, aus welchem Material man die „wahre Welt“ gebaut hat; und rechnet jene höchste Enttäuschung mit ein auf das Konto ihrer Verwerflichkeit. Damit ist der Nihilismus da: man hat die richtenden Werthe übrig behalten — und nichts weiter! Hier entsteht das Problem der Stärke und Schwäche: 1. die Schwachen zerbrechen daran, 2. die Stärkeren zerstören, was nicht zerbricht, 3. die Stärksten überwinden die richtenden Werthe. Das zusammen macht das tragische Zeitalter aus.

## 6.

Die Frage des Nihilismus „wozu“ geht von der bisherigen Gewöhnung aus, vermöge deren das Ziel von außen her gestellt, gegeben, gefordert schien, — nämlich durch irgend eine übermenschliche Autorität. Nachdem man verlernt hat, an diese zu glauben, sucht man doch nach alter Gewöhnung nach einer anderen Autorität, welche unbedingt zu reden wüßte und Ziele und Aufgaben befehlen könnte. Die Autorität des Gewissens tritt jetzt in erste Linie (je mehr emanzipirt von der Theologie, um so imperatorischer in der Moral); als Schadenersatz für eine persönliche Autorität. Oder die Autorität der Vernunft. Oder der soziale Instinkt (die Herde). Oder die Historie mit einem immanenten Geist, welche ihr Ziel in sich hat und der man sich überlassen kann. Man möchte herumkommen um den Willen, um das Wollen



eines Zieles, um das Risiko, sich selbst ein Ziel zu geben; man möchte die Verantwortung abwälzen (man würde den Fatalismus acceptiren). Endlich: Glück; und, mit einiger Tartufferie, das Glück der Meisten. Individuelle Ziele und deren Widerstreit. Kollektive Ziele im Kampf mit individuellen. Jedermann nur Partei dabei, auch die Philosophen. Man sagt sich: 1. ein bestimmtes Ziel ist gar nicht nöthig, 2. ist gar nicht möglich vorherzusehen. Gerade jetzt, wo der Wille in der höchsten Kraft nöthig wäre, ist er am Schwächsten und Kleinmüthigsten. Absolutes Nichtstrafen gegen die organisatorische Kraft des Willens fürs Ganze. Zeit, wo alle „intuitiven“ Werthschätzungen der Reihe nach in den Vordergrund treten, als ob man von ihnen die Direktive bekommen könne, die man sonst nicht mehr hat. „Wozu?“ die Antwort wird verlangt vom 1. Gewissen, 2. Trieb zum Glück, 3. „sozialen Instinkt“ (Heerde), 4. Vernunft („Geist“) — nur um nicht wollen, zu müssen, sich selbst das „Wozu“ setzen zu müssen — 5. endlich: Fatalismus „es giebt keine Antwort“, aber „es geht irgend wohin“, „es ist unmöglich, ein wozu? zu wollen“, mit Ergebung . . . oder Revolte . . . Agnostizismus in Hinsicht auf das Ziel — 6. endlich Verneinung als Wozu des Lebens; Leben als Etwas, das sich als unwertb begreift und endlich aufhebt.

## 7.

Gesamt-Einsicht. — Thatsächlich bringt jedes große Wachsthum auch ein ungeheures Abbröckeln und Vergehen mit sich: das Leiden, die Symptome des Niederganges gehören in die Zeiten ungeheuren Vorwärtsgehens. Jede fruchtbare und mächtige Bewegung der Menschheit hat zugleich eine nihilistische Bewegung mit geschaffen. Es wäre unter Umständen das Anzeichen für ein einschneidendes und allerwesentlichstes Wachsthum, für den Uebergang in neue Daseinsbedingungen, daß die extremste Form des Pessimismus, der eigentliche Nihilismus zur Welt kam. Dies habe ich begriffen.

Kritik des Nihilismus. — 1. Der Nihilismus als psychologischer Zustand wird eintreten müssen, erstens, wenn wir einen „Sinn“ in allem Geschehen gesucht haben, der nicht darin ist: so daß der Sucher endlich den Muth verliert. Nihilismus ist das Bewußtwerden der langen Vergeudung von Kraft, die Dual des „Umsonst“, die Unsicherheit, der Mangel an Gelegenheit, sich wieder zu erholen, irgend wodurch noch zu beruhigen, die Scham vor sich selbst, als habe man sich allzu lange betrogen . . . Jener Sinn konnte zuerst sein die „Erfüllung eines sittlichen höchsten Kanons in dem Geschehen, die sittliche Weltordnung; oder die Zunahme der Liebe und Harmonie im Verkehr der Wesen; oder die Annäherung an einen allgemeinen Glückszustand; oder selbst das Losgehen auf einen allgemeinen Nichtszustand — ein Ziel ist immer noch ein Sinn. Das Gemeinsame aller dieser Vorstellungarten ist, daß ein Etwas durch den Prozeß selbst erreicht werden soll: und nun begreift man,

daß mit dem Werden nichts erzielt und nichts erreicht wird . . . Also die Enttäuschung über einen angeblichen Zweck des Werdens als Ursache des Nihilismus: sei es in Hinsicht auf einen ganz bestimmten Zweck, sei es, verallgemeinert, die Einsicht in das Unzureichende aller bisherigen Zweck-Hypothesen, die die ganze „Entwicklung“ betreffen (— der Mensch nicht mehr Mitarbeiter, geschweige denn Mittelpunkt des Werdens).

Der Nihilismus als psychologischer Zustand tritt zweitens ein, wenn man eine Ganzheit, eine Systematisirung, selbst eine Organisirung in allem Geschehen und unter allem Geschehen angefaßt hat: so daß in der Gesamtvorstellung einer höchsten Herrschaft- und Verwaltungsform die nach Bewunderung und Verehrung durstige Seele schwelgt (— ist es die Seele eines Logikers, so genügt schon die absolute Folgerichtigkeit und Realdialektik, um mit Allem zu versöhnen . . .). Eine Art Einheit, irgend eine Form des „Monismus“: und in Folge dieses Glaubens der Mensch in tiefem Zusammenhang- und Abhängigkeitsgefühl von einem ihm unendlich überlegenen Ganzen, einem modus der Gottheit . . . „Das Wohl des Allgemeinen fordert die Hingabe des Einzelnen“ . . . aber siehe da: es giebt kein solches Allgemeines! Im Grunde hat der Mensch den Glauben an seinen Werth verloren, wenn durch ihn nicht ein unendlich werthvolles Ganze wirkt: Das heißt, er hat ein solches Ganzes konzipirt, um an seinen Werth glauben zu können.

Der Nihilismus als psychologischer Zustand hat noch eine dritte und letzte Form. Diese zwei Einsichten gegeben, daß mit dem Werden nichts erzielt werden soll und daß unter allem Werden keine große Einheit walte, in der der Einzelne völlig untertauchen darf, wie in einem Element höchsten Werthes: so bleibt als Ausflucht übrig, diese ganze Welt des Werdens als Täuschung zu verurtheilen und eine Welt zu erfinden, welche jenseits derselben liegt, als wahre Welt. Sobald aber der Mensch dahinterkommt, wie nur aus psychologischen Bedürfnissen diese Welt gezimmert ist und wie er dazu ganz und gar kein Recht hat, so entsteht die letzte Form des Nihilismus, welche den Unglauben an eine metaphysische Welt in sich schließt, — welche sich den Glauben an eine wahre Welt verbietet. Auf diesem Standpunkt giebt man die Realität des Werdens als einzige Realität zu, verbietet sich jede Art Schleichweg zu Hinterwelten und falschen Göttlichkeiten — aber erträgt diese Welt nicht, die man schon nicht leugnen will . . . Was ist im Grunde geschehen? Das Gefühl der Werthlosigkeit wurde erzielt, als man begriff, daß weder mit dem Begriff „Zweck“ noch mit dem Begriff „Einheit“ noch mit dem Begriff „Wahrheit“ der Gesamtcharakter des Daseins interpretirt werden darf. Es wird nichts damit erzielt und erreicht; es fehlt die übergreifende Einheit in der Vielheit des Geschehens; der Charakter des Daseins ist nicht „wahr“, ist falsch . . ., man hat schlechterdings keinen Grund mehr,

eine wahre Welt sich einzureden . . . kurz: die Kategorien „Zweck“, „Einheit“, „Sein“, mit denen wir der Welt einen Werth eingelegt haben, werden wieder von uns herausgezogen — und nun sieht die Welt werthlos aus . . .

2. Gesezt, wir haben erkannt, inwiefern mit diesen drei Kategorien die Welt nicht mehr ausgelegt werden darf und daß nach dieser Einsicht die Welt für uns werthlos zu werden anfängt: so müssen wir fragen, woher unser Glaube an diese drei Kategorien stammt. Versuchen wir, ob es nicht möglich ist, ihnen den Glauben zu kündigen. Haben wir diese drei Kategorien entwerthet, so ist der Nachweis ihrer Unanwendbarkeit auf das All kein Grund mehr, das All zu entwerthen.

Resultat: der Glaube an die Vernunft-Kategorien ist die Ursache des Nihilismus, — wir haben den Werth der Welt an Kategorien gemessen, welche sich auf eine rein fingirte Welt beziehen.

Schluß-Resultat: alle Werthe, mit denen wir bis jetzt die Welt zuerst uns schätzbar zu machen gesucht haben und endlich eben damit entwerthet haben, als sie sich als unanlegbar erwiesen — alle diese Werthe sind, psychologisch nachgerechnet, Resultate bestimmter Perspektiven der Nützlichkeit zur Aufrechterhaltung und Steigerung menschlicher Herrschaft-Gebilde: und nur fälschlich projizirt in das Wesen der Dinge. Es ist immer noch die hyperbolische Raivität des Menschen, sich selbst als Sinn- und Werthmaß der Dinge . . .

## 9.

Ursachen des Nihilismus: 1. es fehlt die höhere Spezies, Das heißt, die, deren unerschöpfliche Fruchtbarkeit und Macht den Glauben an den Menschen aufrecht erhält. (Man denke, was man Napoleon verdankt: fast alle höheren Hoffnungen dieses Jahrhunderts). 2. Die niedere Spezies, „Heerde“, „Masse“, „Gesellschaft“ verlernt die Bescheidenheit und hauscht ihre Bedürfnisse zu kosmischen und metaphysischen Werthen auf.

## 10.

Zur Genesis des Nihilisten. — Man hat nur spät den Muth zu Dem, was man eigentlich weiß. Daß ich von Grund aus bisher Nihilist gewesen bin, Das habe ich mir erst seit Kurzem eingestanden: die Energie, die Rouhalance, mit der ich als Nihilist vorwärts ging, täuschte mich über diese Grundthatfache. Wenn man einem Ziel entgegengeht, so scheint es unmöglich, daß „die Ziellosigkeit an sich“ unser Glaubensgrundsatz ist.

## 11.

Der Nihilismus ist nicht nur eine Betrachtbarkeit über das „Umsonst!“ und nicht nur der Glaube, daß Alles werth ist, zu Grunde zu gehen: er legt Hand an, er richtet zu Grunde. . . Dies ist, wenn man will, unlogisch: aber der Nihilist glaubt nicht an die Nöthigung, logisch zu sein. . . Der Nihilismus ist der Zustand starker Geister und Willen: und solchen ist es nicht möglich,

bei dem Nein des Urtheils stehen zu bleiben: — das Nein der That kommt aus ihrer Natur. Der Ver-Nichtung durch das Urtheil sekundirt die Ver-Nichtung durch die Hand.

## 12.

1. Der Nihilismus ein normaler Zustand. — Nihilismus: es fehlt das Ziel, es fehlt die Antwort auf das „Warum?“ Was bedeutet Nihilismus? — Daß die obersten Werthe sich entwerthen. Er kann ein Zeichen von Stärke sein: die Kraft des Geistes kann so angewachsen sein, daß ihr die bisherigen Ziele („Ueberzeugungen“, Glaubensartikel) unangemessen sind. (Ein Glaube nämlich drückt im Allgemeinen den Zwang von Existenzbedingungen aus, eine Untertwerfung unter die Autorität von Verhältnissen, unter denen ein Wesen gedeiht, wächst, Macht gewinnt. . .) Andererseits ein Zeichen von nicht genügender Stärke, um produktiv sich nun auch wieder ein Ziel, ein Warum, einen Glauben zu setzen.

Sein Maximum von relativer Kraft erreicht er als gewaltthätige Kraft der Zerstörung: als aktiver Nihilismus. Sein Gegensatz wäre der müde Nihilismus, der nicht mehr angreift: seine berühmteste Form der Buddhismus: als passivischer Nihilismus; als ein Zeichen von Schwäche; die Kraft des Geistes kann ermüdet, erschöpft sein, so daß die bisherigen Ziele und Werthe unangemessen sind und keinen Glauben mehr finden.

Der Nihilismus stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf gar kein Sein): sei es, daß die produktiven Kräfte noch nicht stark genug sind: sei es, daß die *décadence* noch zögert und ihre Hilfsmittel noch nicht erfunden hat; daß die Synthesis der Werthe und Ziele (auf der jede starke Kultur beruht) sich löst, so daß die einzelnen Werthe sich Krieg machen: Zersetzung; daß Alles, was erquickt, heilt, beruhigt, betäubt, in den Vordergrund tritt, unter verschiedenen Verkleidungen, religiös oder moralisch oder politisch oder ästhetisch u. s. w.

2. Voraussetzung dieser Hypothese. — Daß es keine Wahrheit giebt; daß es keine absolute Beschaffenheit der Dinge, kein „Ding an sich“ giebt. Dies ist selbst nur Nihilismus, und zwar der extremste. Er legt den Werth der Dinge gerade dahinein, daß diesen Werthen keine Realität entspricht und entsprach, sondern nur ein Symptom von Kraft auf Seiten der Werthansetzer, eine Simplifikation zum Zweck des Lebens.

## 13.

Der philosophische Nihilist ist der Ueberzeugung, daß alles Geschehen sinnlos und umsonst ist; und es sollte kein sinnloses und umsonstiges Sein geben. Aber woher dieses: Es sollte nicht sein? Aber woher nimmt man

diesen „Sinn“, dieses Maß? Der Nihilist meint im Grunde, man bliebe in Hinsicht auf ein solches *Ides*, nutzloses Sein unbefriedigt, öde, verzweifelt; eine solche Einsicht widerspricht unserer feineren Sensibilität als Philosoph. Es läuft auf die absurde Werthung hinaus: der Charakter des Daseins müßte dem Philosophen Vergnügen machen, wenn anders er zu Recht bestehen soll. . . Nun ist es leicht zu begreifen, daß Vergnügen und Unlust innerhalb des Geschehens nur den Sinn von Mitteln haben kann: es bliebe übrig, zu fragen, ob wir den „Sinn“, „Zweck“ überhaupt sehen könnten, ob nicht die Frage der Sinnlosigkeit oder ihres Gegentheils für uns unlösbar ist.

## 14.

Der Nihilismus der Künstler. — Die Natur grausam durch ihre Heiterkeit; cynisch mit ihren Sonnenaufgängen. Wir sind feindselig gegen Nüchternen. Wir flüchten dorthin, wo die Natur unsere Sinne und unsere Einbildungskraft bewegt; wo wir nichts zu lieben haben, wo wir nicht an die moralischen Scheinbarkeiten und Delikateffen dieser nordischen Natur erinnert werden; und so auch in den Künsten. Wir ziehen vor, was nicht mehr uns an „Gut und Böse“ erinnert. Unsere moralistische Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit ist nur erlöst in einer fruchtbaren und glücklichen Natur, im Fatalismus der Sinne und der Kräfte. Das Leben ohne Güte. Die Wohlthat besteht im Anblick der großartigen Indifferenz der Natur gegen Gut und Böse. Keine Gerechtigkeit in der Geschichte, keine Güte in der Natur; deshalb geht der Pessimist, falls er Künstler ist, dorthin in *historicis*, wo die Absenz der Gerechtigkeit selber noch mit großartiger Naivität sich zeigt, wo gerade die Vollkommenheit zum Ausdruck kommt. . . und insgleichen in der Natur dorthin, wo der böse und indifferente Charakter sich nicht verhehlt, wo sie den Charakter der Vollkommenheit darstellt. . . Der nihilistische Künstler verräth sich im Willen und Vorzuge der cynischen Geschichte, der cynischen Natur.

## 15.

## Der Wille zur Macht.

Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

Erstes Buch: Der Nihilismus, als Schlußfolgerung der höchsten bisherigen Werthe.

Zweites Buch: Kritik der höchsten bisherigen Werthe, Einsicht in Das, was durch sie Ja und Nein sagte.

Drittes Buch: Die Selbstüberwindung des Nihilismus, Versuch, Ja zu sagen zu Allem, was bisher verneint wurde.

Viertes Buch: Die Ueberwinder und die Ueberwundenen. Eine Wahrsagung.

Friedrich Nietzsche.



## Fuhrwerk und Fußgänger.

**A**uf den Straßen unserer Großstädte herrscht ein fast dramatisches Leben; es giebt so ziemlich keine Uebelthat, die überhaupt begangen werden kann und dort nicht schon begangen worden wäre, und wenige Arten von Mißgeschick, die den Menschen überhaupt treffen können und sich dort nicht auch schon zeigen hätten. Wenn alle Stellen, wo einmal Blut oder Thränen geflossen sind, durch Denkzeichen — wie die „Marterln“ im Alpengebiet — kenntlich wären, so würde Das einen seltsamen Anblick geben. Wahrscheinlich würden im Allgemeinen die freien Strecken immer größer, das Bild trauriger Ereignisse also immer mehr auseinandergezogen erscheinen, je weiter man aus den Centren der großen Städte mit ihrer Anhäufung von Menschen in Orte und Gegenden mit milder dichter Ansiedelung gelangte.

Wenn ein ängstlicher Mensch sich diesen oder ähnlichen Gedanken überläßt, so werden ihm vielleicht zuerst jene liebenswürdigen Mitbrüder einfallen, die nicht viel Bedenken tragen, einem Anderen um des schönen Geldes willen ein Loch in den Kopf zu schlagen oder, um eine zornige Aufwallung zu befriedigen, einen artigen Stich in die Rippen zu versetzen: Vorkommnisse solcher Art sind es ja, die auf die Phantasie am Stärksten wirken. Weit gefehlt jedoch! Die Opfer, die das Verbrechertum fordert, sind verglichen mit denen gering, die der normale Gang des Lebens oder — wenn man, in Optimismus befangen, an dem Ausdruck „normal“ Anstoß nimmt und das Unglück nur als normwidrig gelten lassen will — das Leben mit sich bringt, wie es sich alltäglich vor unseren Augen abspielt.

Unter diesen Unglücksfällen, die das Leben, der Verkehr erzeugt, verdient eine Gattung besondere Beachtung, die gerade nicht viel Romanhaftes an sich hat, dafür aber praktisch um so größere Bedeutung besitzt: die durch Fuhrwerk hervorgerufenen Unfälle.

Einige aus den vorhandenen statistischen Nachweisungen beliebig herausgegriffene Ziffern mögen diese Bedeutung veranschaulichen. Nach der amtlichen Statistik wurden während des Jahres 1897 im Königreich Preußen von tödlichen Unglücksfällen 13119 Personen betroffen, darunter waren 1827 Ueberfahrene, und zwar 418 Kinder; von diesen wurden 32 durch Eisenbahnen, 27 durch Straßenbahnen und die übrigen 359 durch Transportmittel anderer Art getötet. Im selben Jahre zählte man 524 Menschen, die durch Mord oder Totschlag umgekommen waren; und — um einen ausgedehnten und allgemein als sehr gefährlich angesehenen Berufsweig herauszugreifen — in den

der Aufsicht der Bergbehörden unterstehenden Bergwerksbetrieben und Aufbereitungsanstalten wurden 883 Arbeiter als tödlich verunglückt verzeichnet. Oder um eine andere Vergleichsziffer heranzuziehen: man spricht ziemlich viel von den Gefahren des Reisens auf der Eisenbahn und doch betrug im Betriebsjahre 1895/96 auf sämtlichen vollspurigen Eisenbahnen Deutschlands der Verlust an Menschenleben durch Bahnunfälle — so weit es sich um Reisende handelte — nicht mehr als 60.

Uebrigens kommt außer den Unfällen mit tödlichem Ausgang auch noch eine große Anzahl von Fällen in Betracht, in denen mehr oder minder schwere Verletzungen stattfinden; und damit schwillt die Unfallsziffer des Fuhrwerksbetriebes außerordentlich an. So registrierte die Polizei in Wien im Jahre 1886: 17 tödlich, 145 schwer und 311 leicht in Folge von Unfällen durch Fuhrwerk verletzte Personen; und dabei ist es fraglich, ob diese Zahlen vollständig sind. Bei den Eisenbahnunfällen scheint hingegen der Zuwachs, den die Fälle mit tödlichem Ausgang durch jene mit bloßen Verletzungen erfahren, ein verhältnißmäßig geringerer zu sein.

Auch für die Inassen der Beförderungsmittel ist die Sache nicht ganz unbedenklich. Nach einer älteren Berechnung kam in Frankreich zur Zeit der Diligence- und Postkutschen auf 300 000 Reisende ein Todesfall und auf 30 000 eine Verletzung. In Deutschland entfiel dagegen im Eisenbahnbetriebsjahre 1895/96 ein Unfall mit tödlichem Ausgang auf etwa zehn Millionen und eine Unfallsverletzung auf etwa zweieinhalb Millionen Reisende; anders ausgedrückt: ein Unfall auf etwa fünfzig Millionen durchfahrene Personenkilometer.

Aber darauf will ich hier nicht näher eingehen und eben so wenig die Vergleichbarkeit dieser Angaben näher prüfen, sondern bei den Fahrenden und Nichtfahrenden, also bei dem Verhältniß zwischen Denen, die das Fuhrwerk benutzen, und Denen, die durch Fuhrwerk überfahren werden, etwas verweilen.

Man spricht gern von dem demokratischen Zug unserer Zeit; und in der That: nicht nur das allgemeine Stimmrecht, sondern auch vieles Andere läßt einen solchen Zug erkennen; auch dem Straßenverkehr ist er nicht ganz fremd geblieben. Aber wie viele Widersprüche klassen da noch! Kutschen und Karossen als Beförderungsmittel waren naturgemäß auf enge Kreise beschränkt, die überwiegende Mehrzahl Aller, die in der Stadt einen Weg zurückzulegen hatten, stapfte zu Fuß einher, bis Omnibus, Tramways und Stadtbahnen allmählich die demokratische Seite des städtischen Verkehrs wesen entwickelten. Ihr ganzer Charakter ist nivellirend: sie verkehren in bestimmten, durch die öffentliche Gewalt mehr oder minder genau geregelten Richtungen und Geschwindigkeiten, die wohlfeilen Fahrpreise gestatten die allgemeinste Benutzung, sie haben feste Taxen, der Einzelne muß sich ihren Einrichtungen unbedingt anpassen und damit hören Standesunterschiede und Verschiedenheiten

in der Individualität der Fahrgäste auf, eine Rolle zu spielen. Daneben besteht aber das Luxusfuhrwerk: Droschken, Fiaker, voitures de remise, Equipagen, und was es sonst noch für Kategorien davon nach Orts- und Sprachgebrauch geben mag, das den Bedürfnissen einer bloßen Minorität der Bevölkerung dient und — trotz mannichfacher auch hier vorkommender polizeilicher Regelung — sich zu den Beförderungsmitteln demokratischen Anstriches verhält wie etwa in der Schneiderei die Maßarbeit zur Konfektionwaare für den Massenbedarf. Wie für jeden Luxus, so giebt es auch da noch zahlreiche Abstufungen und die Unterschiede sind nicht geringer als der zwischen dem einfachen Putz eines Mädchens aus dem Mittelstand und den kostbaren Spitzenroben aus der Rue de la Paix.

Zu dem Personenfuhrwerk und den Lastwagen kommen jetzt noch Fahrrad und Automobil —: die neueste Bereicherung unseres Straßenlebens. Daß auch diese Behikel in eine Betrachtung der Straßenunfälle hineingehören, dürfte kaum zweifelhaft sein: von Unfällen, die durch Radfahrer verursacht wurden, hat man schon oft genug lesen können. Und was den Automobilbetrieb anbelangt, so verweise ich nur auf eine kurze Notiz, die ich unlängst in einer Sportzeitung fand, wonach in Frankreich, dem bevorzugten Lande der Automobile, im Monat November 1899 durch Pferde 879 Unfälle, davon 96 mit tödlichem Ausgang, durch Motorwagen „nur“ 36 Unfälle vorkamen, bei denen ein Mensch getödtet wurde. Ich überlasse Jedermann, sich selbst ein Bild von dem Verhältniß zwischen Pferden und Automobilwagen schätzungswaise zu machen und danach die Befriedigung über die relative Sicherheit des Motorwagenbetriebes zu kritisiren, die in jener Notiz zum Ausdruck kam.

Angesichts aller dieser Thatfachen ist es nur zeitgemäß, einmal vom Rechte des Fußgängers zu reden, und zwar um so mehr, als diese Klasse groß, unübersehbar und durchaus unorganisirt, also auf die wohlwollende Aufmerksamkeit der entscheidenden Instanzen angewiesen ist, die Vertheidigung ihrer Interessen aber nicht selbst in die Hand nehmen kann, während die Fahrenden und Fuhrwerksbesitzer sich leicht zur Geltendmachung ihrer Ansprüche zusammenfinden und zum Theil sogar ständige Interessenvertretungen besitzen. In den fortgeschrittenen Städten giebt es freilich kaum noch reine Fußgänger, Jedermann fährt ab und zu; Fahren und Gehen sind aber für die Einzelnen quantitativ und qualitativ so ungleichmäßig vertheilt, daß es gut ist, Beides auseinanderzuhalten.

Da fällt vor Allem auf, wie wenig Raum gelegentlich dem Fußgänger zugemessen ist, zweifellos oft weniger, als der nothwendige Spielraum des Wagenverkehrs erheischt.

Häufig konkurriren aber — wörtlich genommen — Fußgänger und



Wagen, die sogenannte Fahrstraße ist eben nicht bloß zum Fahren bestimmt, sondern dient nothwendiger Weise auch als Gehweg, so zum Ueberschreiten und bei Kreuzungen. Daß nun, wenn Wagen und Fußgänger zusammentreffen, der Wagen der stärkere Theil ist, hat de facto zu einer von den Wagenlenkern angemessenen Bevorzugung und zu der Pflicht des Fußgängers geführt, dem Wagen auszuweichen oder vor ihm zurückzutreten, nicht nur, wo Verkehrsriicksichten Das nothwendig machen, sondern unbedingt und voraussetzungslos. Wenigstens wird in unseren Städten ein Wagen nicht leicht auch nur im Mindesten seinen Kurs oder sein Tempo ändern, mag er auch zwanzig Personen zum Platzwechsel, Stehenbleiben, auf die Seite Springen, oder was es sonst noch an solchen Unannehmlichkeiten für die Fußgänger giebt, zwingen. Ein kurzes, mehr einem Befehl ähnelndes Warnungssignal ist die höchste Konzession, zu der sich Kutscher und Velozipedist verstehen. Gewiß: die Passage zu hindern, hat Niemand ein Recht. Aber Das bedeutet sicher noch nicht, daß man nun Jeden, der Einem im Wege steht, fortstoßen oder niederwerfen dürfte. Die Kutscher halten es aber für ihr gutes Recht, bedingungslose Nachgiebigkeit zu fordern; und namentlich, wo sich Menschen und Wagen zusammendrängen — nach Schluß einer Theatervorstellung, bei Ankunft eines stark besetzten Zuges —, kann man Studien darüber machen, bis zu welchen Rücksichtslosigkeiten das Recht des Stärkeren führt. Jede Einzelfahrt selbst auf einem mäßig rasch dahinrollenden Fuhrwerk lehrt übrigens, daß die Bequemlichkeit und der Zeitgewinn der Fahrenden in unseren Städten überhaupt nur mit einer Summe von Unbequemlichkeiten und Zeitverlust vieler anderer Personen, die zum Stehenbleiben oder Ausweichen genöthigt sind, erkauft wird. In verstärktem Maße werden Personen betroffen, die sich unter erschwerenden Umständen fortbewegen — zum Beispiel ein Kinderwägelchen vor sich herschiebend —, aber auch Andere, wie Schwerhörige, Kurzsichtige, Gebrochliche aller Art, werden auf ihren Gängen häufig in Mitleidenschaft gezogen. Zu seinem Glück ist freilich der Städter im Allgemeinen gegen die Mühseligkeiten und Gefahren einer Straßenwanderung, die auf den Landbewohner oft geradezu beklammend wirken, mehr oder weniger abgestumpft, wie es erfahrungsgemäß überall einzutreten pflegt, wo Jemand ständig einer gewissen Gefahr ausgesetzt ist. Allerdings hat diese Abstumpfung nicht selten Gleichgiltigkeit und damit wirkliche Unfälle zur Folge. Der wiener Humorist Eduard Böhl sagt in seiner launigen Skizze „Der Omnibuskutscher“: „Wenn es Einem nicht gleichgiltig ist, ob ein Wittmensch gerädert wird oder nicht, so sitzt man auf den Vorderplätzen von Tramway und Omnibus und auch im Fiaker oft wie auf Kohlen. Man sieht die Leute geraden Weges in die Pferde laufen und erst im letzten Moment auf den Anruf des Kutschers zurückprallen, man sieht Greise, Krüppel und Kinder

über die Straße zappeln, jaßt, wenn von allen Seiten Wagen im raschen Anfahren begriffen sind!" Und Das ist richtig: um die Beziehungen zwischen Wagen und gehendem Publikum richtig zu erfassen, ist eine Fahrt auf dem Plage neben dem Kutscher oder selbst als Wagenlenker nicht nur nützlich, sondern geradezu unerlässlich.

Soll nun etwa der Wagenverkehr in den Städten verboten werden? Natürlich ist Das unmöglich. So unnötig — vom Standpunkt der Allgemeinheit aus — ein großer Theil der Luxusfuhrwerke auch ist, so werthlos der Zeitgewinn vieler ihrer Insassen: die Absicht, auch nur diese Luxusfuhrwerke von den Straßen der Städte gänzlich zu verbannen, ist unausführbar. Was dagegen erstrebt werden kann, ist etwa eine Beschränkung des Wagenverkehrs, jedenfalls aber die Herstellung eines besseren Schutzes des Publikums gegen die wachsende Belästigung und Gefährdung.

Dazu können eine energische und intelligente Handhabung der Straßenpolizei und geeignete strafrechtliche Bestimmungen schon sehr viel beitragen, dann aber die Anlage besonderer Radfahrwege und Vergleichen. Sehr beachtenswerth ist ferner die Besteuerung von Pferden und Wagen, wofür Frankreich und England Vorbilder bieten. Jede stärkere Heranziehung des Fuhrwerks zu den öffentlichen Lasten entspricht der intensiven Benutzung öffentlichen Gutes durch die Fuhrwerksbesitzer und eröffnet einen Ausblick auf Einschränkung überflüssigen Wagengebrauches. „Unter den heutigen civilisirten Verhältnissen“, schrieb der bekannte französische Nationalökonom und Finanztheoretiker Leroy-Beaulieu, „mit den zahlreichen gemeinsamen und schnellen Transportmitteln zu Jedermanns Verfügung, ist der Besitz von Wagen und Pferden, die zur Personenbeförderung bestimmt sind, eins der zuverlässigsten Kennzeichen von Wohlstand und Reichthum... Es ist ganz natürlich, daß der Gesetzgeber diese Objekte getroffen hat, und es ist um so gerechtfertigter, Das zu thun, weil es leicht ist, einen mäßigen Tarif für die wenigen Professionen aufzustellen, die — wie zum Beispiel die des Arztes — den Besitz eines Wagens zuweilen nöthig machen... Diese Steuer ist nicht überall gebilligt worden, sie hat die Kritik der Vertreter der wohlhabenden Klassen herausgefordert, aber diese Kritik ist frivol und interessirt.“ Auf die Details einer solchen Steuer, die in Frankreich etwa 13 bis 14 Millionen Francs einbringt, und auf die Unterscheidung zwischen Luxusgefährten und nützlichen Zwecken dienenden Wagen und Pferden u. s. w. hier näher einzugehen, fehlt der Raum. Nur Das mag gesagt werden, daß eine solche Steuer finanzpolitisch — also abgesehen von den Rücksichten auf Thierschutz und Veterinärpolizei — jedenfalls richtiger und wichtiger, auch einfacher durchführbar ist als die weitverbreitete Hundsteuer und daß die Besteuerung von Equipagen sich besonders da empfiehlt, wo die dem Publikum dienenden Transportunternehmungen in großem Umfange zu den Staats- oder Gemeindefasten herangezogen werden.

Auch des heutigen Privatrechtes ist hier zu gedenken. Dieses hält leider im Prinzip meistens an dem Erforderniß eines nachweisbaren Verschuldens für Gewährung von Schadenersatzansprüchen fest. So sagt § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper u. s. w. eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.“ Also nur Vorsatz oder Fahrlässigkeit machen verantwortlich, sonst nichts. Dem selben Prinzip entstammt der Nachsatz: „Die gleiche Verpflichtung trifft Denjenigen, der gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz verstößt. Ist nach dem Inhalt des Gesetzes ein Verstoß gegen dieses auch ohne Verschulden möglich, so tritt die Ersatzpflicht nur im Falle eines Verschuldens ein.“ Nennen wir endlich noch § 831, der zwar dem Geschäftsherrn, der Jemand zu einer Verrichtung bestellt hat, zum Ersatz des durch ihn verursachten Schadens anhält, ihn aber davon wieder freispricht, wenn er bei der Auswahl der bestellten Person, bei Leitung der Ausführung u. s. w. die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat oder wenn der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde, so ist klar, daß diese Bestimmungen keineswegs dem geschilderten Schutzbedürfniß Rechnung tragen. Auch im österreichischen bürgerlichen Recht ist das Verschuldungsprinzip als Regel anerkannt.

Daß Einer den von ihm vorsätzlich oder fahrlässig verursachten Schaden zu ersetzen hat, ist einleuchtend; umstritten ist dagegen, ob die Schadenersatzpflicht auf die Fälle prozessualisch nachweisbaren Verschuldens zu beschränken sein soll. Thatsächlich ist bei den hier in Rede stehenden Unfällen die Frage berechtigt: Was soll billiger Weise bei den Schadensfällen ohne konstatabares Verschulden Rechtens sein? Der Thatbestand von Unfällen wird leicht verwischt und damit wird aus der fehlenden Haftung für unverschuldete Unfälle praktisch leicht eine Entlastung selbst von den Folgen der Verschuldung.

Bei dem Gedränge in unseren Straßen, beim Eintritt von Nebel und Finsterniß, bei dem unvermeidbaren Aufenthalt so vieler Kinder im Freien u. s. w. ist es geradezu undenkbar, daß sich nicht hin und wieder auch ohne Fahrlässigkeit oder Dolus böse Zufälle ergeben. Warum soll nun der Fußgänger das Risiko der mit dem Fuhrwerkverkehr gewissermaßen untrennbar verbundenen Gefahren tragen und nicht vielmehr Der, der das Fuhrwerk hält und benützt? Wer einen Wagen oder ein Fahrrad gebraucht, muß sich darüber klar sein, daß er trotz aller Aufmerksamkeit eine gewisse Gefahr für Andere bildet. Genügt er seiner natürlichen Rechtspflicht schon dadurch, daß er bemüht ist, diese Gefahr nicht durch eigenes Verschulden noch mehr zu vergrößern? Ist es nicht vielmehr billig, daß er die Gefahrenchancen überhaupt auf sich nimmt? Passt ihm Das nicht, — nun, so mag er absteigen und sich in Gottes Namen seinen von

der Natur ihm zum Gehen verliehenen Füßen anvertrauen, die schließlich Niemand gefährlich werden können. Aber selbst zu fahren und Anderen die Nachtheile davon aufzubürden: Das scheint mir durchaus unbillig zu sein.

Bei den Eisenbahnen haben wir durch die sogenannte Haftpflichtgesetzgebung schon ein Beispiel erweiterter Schadensersatzverbindlichkeit. Die Eisenbahnen haben — im Wesentlichen in Deutschland und Oesterreich übereinstimmend — für jeden Betriebsunfall aufzukommen und können sich von dieser Verbindlichkeit nur durch den Nachweis befreien, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Beschädigten verursacht worden sei. Könnte Aehnliches nicht für Fuhrwerk jeglicher Art bestimmt werden? Die Fußgänger würden noch immer genug eigenes Interesse daran haben, aufzupassen, damit sie nicht unter die Räder kommen; die Aufmerksamkeit der Fuhrwerksbesitzer würde erhöht werden, und wenn es trotzdem zu einem unglücklichen Zufall käme, so würden die ökonomischen Folgen — die persönlichen kann man dem Ueberfahrenen nie abnehmen — den Fuhrwerksbesitzer treffen und nicht den Passanten, der das Fuhrwerk nicht in Betrieb gesetzt hat und von ihm ohnehin nur belästigt und beschränkt wird. In der Praxis würden die gewerblichen Unternehmer sich durch Versicherungnahme decken und die Haftpflichtprämien durch Aufschlag auf die Fahr- und Mietpreise wieder einbringen. In allen anderen Fällen müßte aber der Fuhrwerksbesitzer für die Prämie oder, wenn nicht versichert ist, für die Schadloshaltung durchaus und endgiltig aus Eigenem eintreten.

Möge man unbefangen prüfen, ob im Zweifel dem Ueberfahrenen auch noch der Schaden an Kurkosten, Beeinträchtigung seiner Erwerbsfähigkeit u. s. w. zuzurechnen ist oder Dem, der das Fuhrwerk hält; ob im Allgemeinen der Fuhrwerksbesitzer oder der Fußgänger ökonomisch leistungsfähiger ist und ob es erlaubt sein darf, irgend Etwas in Betrieb zu setzen und zu benutzen, ohne die Folgen und Lasten davon auch auf die eigenen Schultern zu nehmen. Rechnen wir endlich dem Fußgänger eine kleine Unachtsamkeit nicht allzu genau an! Sorgfältig aufpassen, daß nichts geschieht, ist, im Grunde genommen, eine Rechtspflicht nur Dessen, der eine gefahrbringende Einrichtung in Betrieb setzt: für Den, auf den sich die Gefahr entlädt, hingegen ein Gebot der Selbsterhaltung. Wer in unseren Städten gar zu vorsichtig sein wollte, käme überhaupt nicht vor. Hr. Stelle. Uefvingend. furchte. ich, daß, selbst, wenn, Verbesserung, wir, ich, hier vorgeschlagen habe, eingeführt würden, das Schicksal der Fußgänger im zwanzigsten Jahrhundert noch immer kein glänzendes sein wird.

Wien.

Ministerialrath Dr. Victor Mataja.



## Reinlichkeit in den Alpen.

Drösig Jahre lang habe ich gezandert mit diesem Kapitel. Mittlerweile ist das Bauernvolk doch so weit hinauf und die Literatur so weit herabgekommen, daß man's wagen darf. Und kann ich als Prälubium gleich jenen Stallknecht als Muster der Reinlichkeit anführen, der sich das ganze Jahr lang nicht wusch, weil er der Meinung war, erst das Wasser mache die Krusten zu Dreck. Diese Stallungskrusten schälten sich dann zeitweise ganz reinlich von der Haut los, während das Wasser ein Jauschenbad angerichtet haben würde. Solche besondere Auffassung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden, denn in den meisten Gegenden der Alpen, besonders gegen Westen hin, ist — wenigstens heute schon — das Wasser nicht allein als „Weißbrunn“, sondern wohl auch als Reinigungsmittel der begehrteste Gegenstand. Da herrscht oft wahre Schauerwuth und in manchem Hause bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelsteige ausziehen könnte“, Wochen lang nicht zu Gesicht, weil er der Schonung halber mit Fegen bedeckt ist. Diese Fegen bleiben oft so lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder schmutzig ist, dann neuerdings geschuert und neuerdings verdeckt wird, — so daß die schöne Reinlichkeit ein Geheimniß bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden als mit schmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligthum treten. Daß in einem solchen Hause auch alle Geräthe blinken, daß die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Kesseln ordentlich gar gekocht werden, um in den Fassen und Fugen nicht die geringste Unreinlichkeit aufkommen zu lassen, ist Regel. Mit der Kleiderwäsche das selbe Verhältniß; und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugentöpfe geworfen und mit Strohwiß und Sand abgerieben, — so rückstlos, als ob es Sachen wären und nicht kreischende Wesen. In manchen alten Häusern vertritt Sand und Asche die Seife; der Sand soll, will man wissen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel frischer machen als Seife.

Aber mit dieser besonderen Reinlichkeit in unserem Volk springt man nicht allzu weit. In Gegenden, wo große Armuth ist oder wo die uralten Häuser stehen, sieht es anders aus. Ich kenne noch sehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuser, in denen Wohnstube, Küche, Schlafkammer, Vorrathskammer und Hühnerstall ein einziger Raum sind. Die Stubenbede ist überzogen mit einer Rußkruste, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzschicht, auf die man wie über einen Lederteppich schreitet. Herd und Tisch muß vor jeder Mahlzeit von Ragen- und Hühnerspuren gereinigt werden. Von anderem kleinen und kleinsten Viehvieh aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern solcher Häuser immer den Herosmus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Schneiderstörze nicht hatte, Der führt ein qualvolles Dasein. Was half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Mensch muß nit so grauslich sein. Man weiß ja nit, wovon man fett wird!“... Und sie gebeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während Unserer vor Elend die Auszehrung bekommen könnte. Fragt nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen; wenn sie aber einmal an den Ort der Reinigung gelangen, dann ist es gleich ein ferres Fegefeuer. Die Psaiden, Placken und Bettdecken werden gekocht wie Sauerkraut oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine rothale Selbsthilfe, zu der sich die Leute aber nur in äußerster Noth emporrassen.

Wer in einem unserer alten Bauernhäuser essen will, thut gut daran vorher der Bäuerin nicht zu aufmerksam beim Kochen zuzuschauen. Ich möchte, das Selbe übrigens auch in den Stadtküchen rathen, in den Gasthöfen, Fleischerien, Bäckereien u. s. w. Man muß es nicht jaft immer wissen, wies gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein trostreiches Sprichwort. Schmutziges Wasser, das über neun Steine rinnt, ist wieder rein; und neun glühende Kohlen brennen allen Unrath aus der Pfanne weg.

Mit Mißtrauen sind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunstfinn herrscht. Da ist Alles mit Farbe bemalt, Tisch, Bank und Schrank, Kübel und Regel, damit das öftere Abschuern überflüssig wird. Ich weiß ein Haus, wo sogar das Radelbrett und der Strudelwalzer mit schönen Blumen bemalt sind. Die bunten Strümpfe, die gestreifte oder geblümete Wäsche ist auch Blümel-Blamel; Derlei soll nur den daran hastenden Schmutz unmerkbar machen.

Bäder? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. Bei uns im Osten ist diese „Hofsahrt“ unbekannt. Da giebt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt auszuziehen und ins Wasser legen: Das gilt nicht bloß für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stift A. sind einmal an einem heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie schwimmen konnten, und sich vorwiegend wie mantere Fischlein herumgetrieben. Der Guardian, der im Park lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu, anfangs eins, dann alle zwei. Aber Landleute, die am Ufer dahinschliefen, machten die ihren um so weiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung; als sie aber sahen, daß die jungen Leute beim Heraussteigen ein geistliches Gewand anzogen, sahte sie Entsetzen „über die Sittenverderbniß des Klerus“ und sie wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west; wemms aber noch einmal muß sein, dann mach' ichs mit einer der Forellen ab (er meinte die Badenden); vor demen fürcht' ich mich nit um ein' Bagen mehr.“ Ich hörte Das vom dem Mann, weiß aber nicht recht, wie es gemeint war. Jedenfalls hatte die kleine Wassertour das Verhältniß verrückt.

Vieher als ein nasses nehmen die Leute ein trockenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeit, sondern aus Gesundheitrückichten. Sie legen sich nackt in die heiße Sonne oder graben sich in junges Heu. Das striegelt die Haut angenehm und wirkt berauschend, so daß manchmal ein richtiger Kagenjammer nachfolgt.

Unter den jüngeren Landärzten verordnen einzelne bei gewissen Leiden oder nach Krankheiten thatsächlich Bäder. Das sind auch solche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — So weit sind sie, diese „Naturkinder“, daß ihnen der nackte Menschenkörper ohne lästern Vorstellungen nicht mehr denkbar ist.

Sitte ist, so viel ich weiß, überall, daß die Leute sich an jedem Morgen Gesicht und Hände waschen. Mancher thuts am Brunnentrog. Andere sparen mit Wasser, das im Ueberflus am Hause vorbeifließt, und machen es so, daß sie zuerst das Wasser in den Mund nehmen, einen ordentlichen Baden voll, es dann auf die hohlen Hände sprudeln und sich so das Gesicht waschen. Ist Das nicht sinnreich? Erstens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Wasser leicht

erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgespült, und wenn Du ihnen sagst, das Ganze sei eine Schweinerei, gloyen sie Dich an: Was Dir denn schon wieder nicht recht sei? Zum Abtrocknen haben alle Hausgenossen ein gemeinsames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Gesicht sich mit den Hemdbärmeinen abzuwischen. Das Haar strählen sie sich mit den ausgespreizten fünf Fingern durch, — und die Toilette ist gemacht.

Ein besonderer Tag ist der Christabend. Da giebt's großes „Kopfwaschen“, da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieser Gelegenheit auch Brust und Rücken mit Wasser bedacht. Das geschieht aber weniger aus Reinlichkeitsgründen als des Festbrauches wegen, und weil es heißt, daß auf dem Kopf, der am Heiligen Abend gewaschen wird, das ganze Jahr sich kein Grind ansetzen kann. An die Reinlichkeit wird dabei nicht gedacht.

Luftig war es, als einmal ein Stadtschulmeisterlein den alten Dunsführer erziehen wollte. Sah der alte Krauterer an seiner Mißfahre, hatte in seinen krustigen Händen ein Stück Brot und ließ es sich schmecken.

„Bettler“, rebete ihn das vorüberwandelnde Schulmeisterlein an, „wollt Ihr vor Eurem Imbiß Euch denn nicht die Hände waschen?“

„Ist eh wahr! Das kann ich eh thun,“ antwortete der Bauer und wusch sich in der braunen Wasserjauche behaglich die Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?“

Der Andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tief sinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas Anderes dazukommt; er will nicht Zufatz von Sand oder Moor oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Als Moralisten könnten wir beifügen, daß den Reinen Alles rein sei, wenn die selben Schmutzhammel, die mit sichtbarem Behagen sich im Koth wälzen, nicht oft den größten Ekel vor einer toten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergefelle bekannt, der gestaltete sich so, daß ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte ausweichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel hundertmal mit seinen schmutzigen Fingern ab, ehe er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, daß er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels mußte es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ sich den Schustergefellen ruhig gefallen und wurde bei ihm bald so unsauber wie das gemeinste Blech.

Es soll nicht gesagt sein, daß es unserem Völkchen im Ganzen etwa an innerer Reinheit fehle. Das ist ein Kapitel für sich und wird kaum zu Ungunsten meiner Landsleute ausfallen. An äußerer Reinlichkeit aber fehlt's, wenns auch nicht mehr ganz so schlimm ist wie früher. Und da sollten halt eben die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes segnen und scheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker sind, wird unser tüchtiges, lenkbares Volk wohl auch zu bringen sein. Ich als Volkschriftner thue zum Beispiel für die Reinlichkeit das Meine, denn ich wasche den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe.



## Sklaven der Liebe.

**S**chrieben von mir, geschrieben heute, um mein Herz zu erleichtern. Ich habe meine Stellung im Café verloren und meine frohen Tage.

Ein junger Herr in grauem Anzug kam Abend für Abend mit zwei Freunden und setzte sich an einen meiner Tische. Es kamen so viele Herren und alle hatten ein freundliches Wort für mich, nur er nicht. Er war groß und schlank, hatte weiches, schwarzes Haar und blaue Augen, mit denen er mich zuweilen streifte, und einen Anflug von Bart auf der Oberlippe.

Nun, er mochte anfangs wohl Etwas gegen mich haben. Er kam eine ganze Woche hindurch ununterbrochen. Ich hatte mich an ihn gewöhnt und vermied ihn, als er eines Abends ausblieb. Ich ging durch das ganze Café und sah mich nach ihm um; endlich fand ich ihn an einer der großen Säulen am anderen Ende; er saß mit einer Dame vom Cirkus zusammen. Sie trug ein gelbes Kleid und lange Handschuhe, die bis über die Ellenbogen reichten. Sie war jung und hatte schöne, dunkle Augen, — und meine Augen waren blau.

Ich blieb einen Augenblick bei ihnen stehen und hörte zu, wovon sie sprachen: sie machte ihm Vorwürfe, sie war seiner überdrüssig und hieß ihn gehen. Ich dachte in meinem Herzen: Heilige Jungfrau, warum geht er nicht zu mir?

Am nächsten Abend kam er mit seinen beiden Freunden und nahm wieder an meinem Tisch Platz. Ich ging nicht heran, wie ich sonst wohl that, sondern stellte mich, als hätte ich sie nicht bemerkt. Als er mir winkte, trat ich an den Tisch und sagte: „Sie waren gestern nicht hier.“

„Wie wundervoll unsere Kellnerin gewachsen ist“, sagte er zu seinen Kameraden.

„Hier?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete er. Und im Geschwindschritt holte ich die drei Beidel. Ein paar Tage vergingen.

Er gab mir eine Karte und sagte: „Bringen Sie die hinüber zu . . .“

Ich nahm die Karte, ehe er ausgesprochen hatte, und brachte sie der gelben Dame. Unterwegs las ich seinen Namen: Wladimierz J.

Als ich zurückkam, sah er mich fragend an.

„Ja, ich habe sie hingebracht“, sagte ich.

„Und Sie haben keine Antwort erhalten?“

„Nein.“

Er gab mir eine Mark und sagte lächelnd:

„Keine Antwort ist auch eine Antwort.“

Den ganzen Abend blieb er sitzen und starrte zu der Dame und ihren Begleitern hinüber. Um elf Uhr stand er auf und ging an ihren Tisch. Sie empfing ihn kühl, ihre beiden Herren aber ließen sich näher mit ihm ein und schienen ihm zu foppen. Er blieb einige Minuten, und als er wiederkam, sagte ich ihm, daß in die eine Tasche seines Sommerüberziehers Bier gegossen sei. Er zog ihn aus, wandte sich hastig um und sah einen Augenblick nach dem Tisch der Cirkusdame hinüber. Ich trocknete ihm den Ueberzieher ab und er sagte lächelnd zu mir: „Danke, Sklavin!“



Als er ihn wieder anzog, half ich ihm und strich ihm heimlich über den Rücken.

Er setzte sich, zerstreut. Einer seiner Freunde bestellte noch Bier, ich nahm das Seidel und wollte auch J.'s Seidel nehmen. Er sagte aber: „Nein“ und legte seine Hand auf die meinige. Bei dieser Berührung sank mein Arm plötzlich herab, er merkte es und zog seine Hand sofort zurück.

Am Abend betete ich zweimal vor meinem Bett auf den Knien für ihn. Und ich küßte ganz glücklich meine rechte Hand, die er berührt hatte.

Einmal schenkte er mir Blumen, eine Menge Blumen. Er kaufte sie bei dem Blumenmädchen, als er hereinkam; sie waren frisch und roth und fast ihr ganzer Vorrath. Er ließ sie bei sich auf dem Tisch liegen. Keiner seiner Freunde war mit da. Ich stand, so oft ich Zeit hatte, hinter einer Säule und starrte ihn an; und ich dachte bei mir: Wladimierz J. heißt er.

Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein. Er sah fortwährend nach der Uhr. Ich fragte ihn:

„Erwarten Sie Jemand?“

Er sah mich wie geistesabwesend an und sagte plötzlich:

„Nein, ich erwarte Niemand. Was fragen Sie?“

„Ich meinte nur, ob Sie vielleicht Jemand erwarteten.“

„Kommen Sie her“, erwiderte er. „Das ist für Sie.“

Und er gab mir die Blumen.

Ich dankte ihm, aber ich konnte nicht gleich ein Wort hervorbringen, ich flüsterte nur. Eine blutrothe Freude überkam mich; athemlos stand ich vor dem Buffet, wo ich Etwas holen sollte.

„Was wünschen Sie?“ fragte die Kamsell.

„Ja, was glauben Sie?“ fragte ich. Ich wußte es selbst nicht.

„Was ich glaube?“ sagte die Kamsell. „Sind Sie verrückt?“

„Rathen Sie einmal, von wem ich diese Blumen bekommen habe.“

Der Oberkellner ging vorüber. „Sie vergessen das Bier für den Herrn mit dem Stetlsfuß“, hörte ich ihn sagen.

„Ich habe sie von Wladimierz bekommen“, sagte ich und eilte mit dem Bier davon.

J. war noch nicht gegangen. Ich dankte ihm abermals, als er sich erhob, um zu gehen. Er stupte und sagte:

„Ich kaufte sie eigentlich für eine Andere.“

Rum ja. Er hatte sie vielleicht für eine Andere gekauft. Aber ich bekam sie. Ich bekam sie, nicht Die, für die er sie gekauft hatte. Und so durfte ich ihm auch dafür danken. Gute Nacht, Wladimierz.

Am Morgen darauf regnete es.

„Soll ich heute mein schwarzes oder mein grünes Kleid anziehen?“ dachte ich. „Das grüne, denn das ist das neueste; das ziehe ich also an.“ Ich war sehr heiter.

Als ich an die Haltestelle kam, stand eine Dame im Regen und wartete auf die Pferdebahn. Sie hatte keinen Schirm. Ich bot ihr an, mit unter meinem zu stehen, aber sie lehnte es dankend ab. Da spannte ich meinen Regenschirm auch herunter, während ich wartete. Dann wird die Dame doch nicht allein naß, dachte ich bei mir.

Am Abend kam Wladimierz ins Café.

„Ich danke Ihnen für die Blumen“, sagte ich stolz.

„Welche Blumen?“ fragte er. „Ach so: schweigen Sie doch von den Blumen.“

„Ich wollte mich dafür bedanken“, sagte ich.

Er zuckte die Achseln und entgegnete:

„Sie liebe ich nicht, Skavin!“

Er liebte mich nicht, nein. Ich hatte es auch nicht erwartet und war nicht enttäuscht. Aber ich sah ihn jeden Abend; er setzte sich an meinen Tisch und ich brachte ihm Bier. Auf Wiedersehen, Wladimierz!

Am nächsten Abend kam er sehr spät. Er fragte:

„Haben Sie viel Geld, Skavin?“

„Nein, leider nicht“, antwortete ich. „Ich bin ein armes Mädchen.“

Da sah er mich an und sagte lächelnd:

„Sie mißverstehen mich. Ich brauche bis morgen etwas Geld.“

„Ich habe etwas Geld“, entgegnete ich. „Ich habe viel Geld, ich habe hundertunddreißig Mark zu Hause.“

„Zu Hause? Nicht hier?“

Ich antwortete: „Warten Sie eine Viertelstunde und kommen Sie mit mir, wenn wir schließen.“

Er wartete die Viertelstunde und ging mit mir.

„Nur hundert Mark“, sagte er. Er hielt sich die ganze Zeit an meiner Seite und ließ mich weder voran noch hinterdrein gehen.

„Ich habe nur eine kleine Kammer“, sagte ich, als wir an meiner Hausthür stehen blieben.

„Ich gehe nicht mit hinauf“, erwiderte er. „Ich warte hier.“

Er wartete.

Als ich wieder herunter kam, zählte er das Geld und sagte:

„Das sind mehr als hundert Mark. Ich gebe Ihnen zehn Mark als Trinkgeld. Ja, ja, hören Sie, ich will Ihnen zehn Mark als Trinkgeld geben.“

Und er reichte mir das Geld, wünschte Gute Nacht und ging. An der Ecke sah ich ihn stehen bleiben und der alten, lahmen Bettlerin eine Mark geben.

Er bedauerte am nächsten Abend, daß er mir das Geld nicht zurückzahlen könne. Ich danke ihm dafür, daß er es nicht konnte. Er gestand offen, daß er es durchgebracht habe.

„Was soll man dazu sagen, Skavin“, sagte er lächelnd. „Sie wissen: die gelbe Dame?“

„Weshalb nennst Du unsere Kellnerin Skavin?“ fragte einer seiner Freunde.

„Du bist ja mehr Sklave als sie.“

„Bier?“ fragte ich und unterbrach sie.

Bald darauf trat die gelbe Dame ein. Sie erhob und verbeugte sich. Sie ging an ihm vorüber und setzte sich an einen leeren Tisch, lehnte aber zwei Stühle umgekehrt dagegen. Sie ging sofort zu ihr hin, nahm den einen Stuhl und setzte sich. Nach zwei Minuten erhob er sich wieder und sagte sehr laut: „Gut, ich gehe. Und ich kehre nie wieder zurück.“

„Danke“, entgegnete sie.

Ich fühlte vor lauter Freude kaum meine Füße, lief ans Buffet und sagte Etwas. Ich erzählte wohl, daß er nie wieder zu ihr zurückkehren werde. Der Oberkellner ging vorüber; er erteilte mir einen scharfen Verweis, aber ich machte mir nichts daraus.

Als das Lokal um elf Uhr geschlossen wurde, begleitete mich J. bis an meine Hausthür.

„Fünf von den zehn Mark, die ich Ihnen gesteuert gab“, sagte er.

Ich wollte ihm alle zehn geben und er nahm sie an, gab mir aber trotz meinem Sträuben fünf als Trinkgeld zurück.

„Ich bin heute Abend so vergnügt“, sagte ich. „Wenn ich Sie bitten dürfte, mit hinaus zu kommen! . . . Aber ich habe nur eine kleine Kammer.“

„Ich gehe nicht mit hinaus“, erwiderte er. „Gute Nacht!“

Er ging. Er kam wieder an der alten Bettlerin vorüber, vergaß aber, ihr Etwas zu geben, obwohl sie ihm einen Knix machte. Ich lief zu ihr hin, gab ihr einige Groschen und sagte: „Das ist von dem Herrn, der eben vorüber ging, von dem Herrn im grauen Anzug.“

„Von dem Herrn im grauen Anzug?“ fragte die Frau.

„Von Dem mit dem schwarzen Haar, Wladimierz.“

„Sind Sie seine Frau?“

Ich antwortete: „Nein. Ich bin seine Skavin.“

Er beklagte sich dann mehrere Abende hinter einander, daß er mir mein Geld nicht zurückgeben könne. Ich bat ihn, mir nicht so weh zu thun. Er sagte es so laut, daß Alle es hören konnten, und Mehrere lachten deshalb über ihn.

„Ich bin ein Schurke und ein Spießbube“, sagte er. „Ich habe Geld von Ihnen geliehen und kann es Ihnen nicht zurückgeben. Ich liebe mir die rechte Hand für einen Fünzigmarkschein abhauen.“

Es schmerzte mich, ihn so reden zu hören, und ich dachte darüber nach, wie ich ihm wohl Geld verschaffen könnte. Aber ich konnte es nicht.

Er sagte ferner zu mir: „Wenn Sie mich übrigens fragen, wie es mir geht, so . . . Die gelbe Dame und der Cirkus sind abgereist. Ich habe sie vergessen. Ich denke gar nicht mehr an sie.“

„Und doch hast Du ihr heute noch einen Brief geschrieben“, sagte einer seiner Freunde.

„Das war der letzte“, entgegnete Wladimierz.

Ich kaufte eine Rose von dem Blumenmädchen und steckte sie ihm in das Knopfloch an der linken Seite. Ich fühlte seinen Athem auf meinen Händen, während ich es that, und es war mir fast unmöglich, die Stecknadel zu befestigen.

„Danke!“ sagte er.

Ich forderte mir drei Mark, die ich noch an der Kasse gut hatte, und gab sie ihm. Das war eine Kleinigkeit.

„Danke!“ sagte er abermals.

Ich war den ganzen Abend glücklich, bis Wladimierz plötzlich sagte:

„Für die drei Mark reise ich auf eine Woche fort. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie Ihr Geld wieder haben.“ Als er meine Bewegung sah, fügte er hinzu: „Sie allein liebe ich!“ Und er ergriff meine Hand.

Ich war ganz bestürzt, daß er fortreisen und nicht sagen wollte, wohin, obgleich ich ihn fragte. Alles, das ganze Café und die vielen Gäste, tanzte um mich herum; ich konnte es nicht länger aushalten und ergriff stehend seine beiden Hände.

„In einer Woche kehre ich zu Ihnen zurück“, sagte er und erhob sich.

Ich hörte den Oberkellner zu mir sagen: „Sie verlassen uns also in vierzehn Tagen!“

Meinetwegen, dachte ich bei mir; was macht Das? In einer Woche ist Wladimierz wieder bei mir! Und ich wollte ihm dafür danken, ich wandte mich um, — er war aber schon gegangen.

Eine Woche später fand ich, als ich nach Haus kam, einen Brief von ihm. Er schrieb so trostlos, er erzählte, er sei der gelben Dame nachgereist, er könne mir nie mein Geld zurückbezahlen, niemals, er sei ganz gebrochen durch die Roth. Dann schalt er sich wieder eine niederträchtige Seele und unter den Brief hatte er geschrieben: „Der Sklave der gelben Dame“.

Ich trauerte Tag und Nacht und konnte nichts weiter thun. Eine Woche später verlor ich meine Stellung und mußte mich nach einer neuen umsehen. Am Tage stellte ich mich in anderen Cafés und Hotels vor; ich schellte auch bei Privatpersonen und bot ihnen meine Dienste an. Es glückte mir aber nicht. Spät am Abend kaufte ich dann ganz billig alle Zeitungen und las die Annoncen sorgfältig, wenn ich nach Haus kam. Ich dachte: vielleicht kann ich Wladimierz und mich retten . . .

Gestern Abend fand ich seinen Namen in einem Blatt und las von ihm. Ich ging gleich darauf aus, durch viele Straßen, und kam erst heute morgens zurück. Vielleicht habe ich irgendwo geschlafen oder auch auf einer Treppe gesessen, ohne weiter gehen zu können; aber Das weiß ich jetzt nicht.

Ich habe es heute wieder gelesen; aber gestern, abends, als ich nach Haus kam, habe ich es zuerst gelesen. Ich rang die Hände; dann setzte ich mich auf einen Stuhl. Nach einer Weile setzte ich mich auf die Erde und lehnte mich gegen den Stuhl. Ich schlug mit den flachen Händen auf den Fußboden, während ich nachdachte. Vielleicht dachte ich gar nicht; aber es sauste mir so im Kopf und ich wußte nichts von mir selbst. Dann bin ich wohl aufgestanden und hinausgegangen. Unten an der Straßenecke, Dessen entsinne ich mich, gab ich der alten Bettlerin einen Groschen und sagte:

„Das ist von dem Herrn mit dem grauen Anzug. Sie wissen ja!“

„Sind Sie vielleicht seine Braut?“ fragte sie.

Ich antwortete: „Rein, — ich bin seine Wittve.“

Und ich trieb mich bis heute Morgen auf der Straße herum. Und jetzt habe ich es nochmals gelesen. Wladimierz J. hieß er.

Christiana.

Rnut Hamjun.



## Deutsche Handelskammern im Ausland.

**I**n Deutschen Reich soll eine weitausschauende Weltpolitik getrieben werden. Das Verständniß für diese große Aufgabe hat leider noch nicht alle Kreise des Volkes gleichmäßig durchdrungen. Daher mag es kommen, daß wir vielfach Verwirrung und Inkonsequenz auf diesem Gebiete antreffen. Leute, die eine starke Flotte wollen, verlangen handelspolitischen Abschluß des Landes, und Parteien, die den Freihandel proklamiren möchten, sind gegen die Flotte.

Inkonsequenz und Verwirrung aber trifft man selbst an solchen Stellen, die mit dem Parteiwesen nichts zu thun haben. Eine Regierung, die zur Förderung des Außenhandels eine starke Flotte schaffen und für diesen Zweck dem Vaterlande große Opfer zumuthen will, muß auch alle anderen Bestrebungen, große und kleine, fördern, die geeignet sind, uns dem ins Auge gefaßten Ziel näher zu bringen. Zu den Mitteln, die deutsche Handels Herrschaft zu festigen, gehört die Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande. Schon seit Jahren ist sie von Sachverständigen als nützlich und wünschenswerth bezeichnet worden. Um so größer war die Ueberraschung, als der Leiter des Auswärtigen Amtes in der Budget-Kommission des Reichstages dem auf die Errichtung solcher Kammern zielenden Antrag entgegnetrat. Man sollte meinen, nur die gewichtigsten sachlichen Gründe könnten ein solches Abweichen vom Pfade der Weltpolitik rechtfertigen. Wenn man aber die Gründe, auf die Graf Bülow seine Ablehnung stützt, betrachtet, kann das Bestremden nur wachsen. Er sagt, gegen Handelskammern im Auslande habe die Regierung die selben Bedenken, die sie im Jahre 1886 geäußert habe. Haben sich seit jener Zeit nicht die Verhältnisse des Weltmarktes und des deutschen Antheils am Welthandel völlig verschoben? Dann warf der Staatssekretär den Deutschen vor, sie verfolgten im Auslande häufig fremde Interessen. Das mag leider hier und da richtig sein; in solcher Verallgemeinerung aber ist der Vorwurf sicher unberechtigt. Müge man die Einrichtungen, die geeignet sind unsere Landsleute im Auslande an das Vaterland zu fesseln, sorgfältig ausbauen und vermehren: dann wird diese Klage bald gegenstandslos sein. Zu solchen Einrichtungen gehören aber unzweifelhaft die Handelskammern im Auslande. Man könnte aus der von dem Herrn Staatssekretär abfällig kritisirten Erscheinung eher auf die Nothwendigkeit der Auslandskammern schließen. Der Einwurf ferner, daß die Kompetenzen zwischen der Handelskammer und dem jeweiligen Konsul schwer zu vertheilen seien, ist ein echt bürokratischer und kaum zu diskutiren. Man braucht nur endlich unser Konsularwesen gründlich zu reformiren: dann werden die jetzt befürchteten Schwierigkeiten schnell verschwinden. Erst neulich hat mir ein Großindustrieller ein charakteristisches Beispiel dafür erzählt, wie ein ungeeignetes Auftreten unserer Diplomaten in den draußen lebenden Deutschen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande schwächt. In einer südamerikanischen Residenz hatten die deutschen Kaufleute empfunden, daß sie an nationalem Zusammenhalt hinter den Angehörigen anderer Nationen zurückständen und daß deshalb so mancher Einwanderer aus dem Vaterlande sehr bald an die Fremden verloren ginge. Sie beschloßen, sich fester an die offiziellen Vertreter des Reiches zu schließen. Die angesehensten Handelsherren zogen sich ihren schwarzen Rock an und machten gemeinsam dem

deutschen Gesandten einen Neujahrsbesuch. Seine Excellenz empfing die Herren sehr liebenswürdig, nahm ihre Glückwünsche entgegen, verabschiedete sie aber sehr bald mit den tröstlichen Worten: „Also auf Wiedersehen im nächsten Jahre, meine Herren.“ Das klang natürlich nicht gerade ermunternd.

Die übrigen Argumente des Grafen Bülow waren nicht gewichtiger. Die Regierung scheint wirklich zu glauben, daß Handelskammern im Auslande unbequem und unnützlich sind. Daß diese Ansicht im Auswärtigen Amt früher bestand, wußte man; doch war allgemein gehofft worden, die neue Entwicklung werde zum Aufgeben dieses Standpunktes treiben. Das ist leider nicht geschehen. Vielleicht deshalb, weil die Befürworter der Maßregel bisher allzu sehr schablonisirt. In der That giebt es nämlich Länder, in denen deutsche Handelsinteressen stark engagirt sind und die dennoch zur Errichtung deutscher Handelskammern kein geeignetes Feld bieten. Ich nenne hier an erster Stelle Ostasien. Der Handel Ostasiens ist hauptsächlich in englischen Händen. Daneben sind allerdings deutsche Interessen in großem Umfange vertreten, in viel größerem als die französischen. Doch der Handelsverkehr mit den ostasiatischen Völkern ist von vorn herein auf Schwierigkeiten gestoßen, unter denen alle Fremden gemeinsam zu leiden hatten. Die öffentlichen Interessen, die von den konkurrierenden Westmächten wahrzunehmen waren, gingen in der Hauptsache überall parallel; die Hauptorgane waren auf eine weitere Erschließung der noch gesperrten und feindlichen Gebiete gerichtet. So konnten hier internationale Handelskammern entstehen, in denen Engländer, Deutsche, Franzosen neben einander saßen. Diese Kammern arbeiten gut, die Eintracht wird selten gestört und die ersten Firmen jeder Nation sind stolz, ihnen anzugehören. Hier ist allerdings ein Bedürfniß nach besonderen nationalen Handelskammern nicht vorhanden. Die Errichtung solcher Gremien würde die Einheit der europäischen Kaufleute gegenüber den Asiaten durchbrechen und den Beteiligten vielleicht mehr Schaden als Nutzen bringen.

Ein anderes Gebiet, wo für deutsche Handelskammern kaum der geeignete Platz sein dürfte, sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Wer in New-York eine deutsche Handelskammer errichten wollte, würde unter den deutschen Staatsangehörigen dieses großen Handelsplatzes schwerlich die geeigneten Elemente finden. Zwar lebt noch ein Großindustrieller in New-York, der die deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten hat; aber er ist vereinzelt und würde sich in der Handelskammer nicht mit seinen deutschen Freunden, sondern mit lauter Leuten zweiten und dritten Ranges umgeben müssen; und eine solche Konstellation wäre der Wahrung der deutschen Interessen an dieser Stelle nicht günstig. Fast alle größeren deutschen Kaufleute und Industriellen sind amerikanische Bürger geworden; sie sind heute darauf sogar schon stolz und wären für eine Körperschaft, die zum Deutschen Reich offizielle Beziehungen haben und von ihm subventionirt werden soll, ganz und gar nicht geeignet. Ähnlich liegt die Sache in den meisten großen Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. Hätte man schon vor Jahren hier Auslandskammern errichtet, dann wäre es vielleicht gelungen, die deutschen Elemente zusammenzuhalten und ihre Nationalität und Staatsangehörigkeit zu wahren. Das hat man versäumt. Den Ausgewanderten ist ihr Deutschtum werthlos geworden. Die konsularischen Kräfte aber, die wir drüben haben, sind nicht ausreichend, um unsere nationalen Interessen nachdrücklich und geschickt zu

vertreten. Die besten Elemente, die in fremde Länder wandern, sind die deutschen Kaufleute und Fabrikanten. Sehr oft gelangen sie in der neuen Heimath zu Reichthum und Ansehen. Eine der Hauptaufgaben der deutschen Handelskammern im Auslande soll sein, diese Kräfte zusammenzufassen und ihre ideellen und materiellen Interessen mit dem Vaterlande zu verknüpfen.

Wir haben viele tüchtige Konsuln; aber wir haben auch viele untüchtige. Gerade die Errichtung von Auslandskammern in Städten, für die keiner der erhobenen Einwände zutrifft, wird den anerkannten Mängeln der konsularischen Berichterstattung abhelfen. In gewissen Gebieten des russischen Reiches, in der europäischen und asiatischen Türkei, in Italien, in den Niederlanden und in England, vor Allem aber in den südamerikanischen Staaten ist die Errichtung deutscher Handelskammern dringend geboten, und zwar unter Gewährung reichlicher Subventionen. Ich theile nicht die Ansicht des Grafen Bülow, daß die Erfahrungen bisher ungünstig gewesen seien. Dagegen spricht schon die verdienstvolle Thätigkeit der deutschen Handelskammer in Brüssel. Uebrigens will ich auch in dem von mir angedeuteten Umfange nicht schematisiren. Die Regierung soll nicht etwa aus eigener Initiative an allen möglichen Handelsplätzen Kammern errichten. Dem Reichskanzler sollen nur Mittel zur Verfügung gestellt werden, die er zur Subventionirung solcher Körperschaften verwenden kann. Dann wird abzuwarten sein, ob entsprechende Anträge kommen; sie sind mit Hilfe der Konsula und Gesandten nachzuprüfen; und wenn es sich wirklich um vertrauenswürdige Leute handelt, denen man die Führung der deutschen Kolonie zuversichtlich überlassen kann, dann soll man offiziell die Hand bieten und subventioniren.

Dr. Max Rosberg-Reform.



## Der neueste Boom.

Wie ein Sturmwind faßt der Amerikaner-Boom durch Tyrogmorton Street und reißt in einem wilden Wirbel Alles mit sich. Ueber Nacht ist der Börsenspekulation die Erkenntniß aufgedämmt, daß aller Segen der modernsten Kultur in amerikanischen Eisenbahnpapieren seine herrlichste Blüthe feiere, — und besinnungslos opfern Berlin, London und New-York ihre letzten Ersparnisse dem Gewinn verheißenden Spiel in Werthen, deren Geschichte eins der traurigsten Kapitel in den Erfahrungen des Anlage suchenden Publikums beleuchtet. Die Rügelloßigkeit der Spekulation kommt schon rein äußerlich darin zur Geltung, daß innerhalb acht Tagen der Verkehr, der zunächst nur etwa 140 000 Shares an einem Börsentage umfaßt hatte, sich auf 500 000, dann auf 700 000 und schließlich auf mehr als eine Million Stücke hob; die Nachbörse muß aushelfen, wenn sich innerhalb des regulären Termins nicht der ganze Handel, der den Maklern obliegt, bewältigen läßt. Seit dem Minenboom des Jahres 1895 ward Ähnliches nicht erlebt. Betroffen fragt man jetzt, wer wohl den Anstoß zu der ungeheuerlichen Bewegung gegeben habe. Die deutschen Speculanten erklären, daß sie lediglich dem amerikanischen Vorbild folgen; der Yankee müsse am Besten wissen,

woran er sich bereichern könne. Die Engländer wiederum betrachten den Amerikaner-Boom als eine Noth der Deutschen, die sich, trotzdem sie ihre Nase gründlich an amerikanischen Eisenbahnpapieren verbrannt haben, doch noch weiter um deren Ergehen kümmern und eine Kontrolle über die Verwaltung der wichtigsten Verkehrsunternehmen in den Vereinigten Staaten ausüben. Wenn selbst der vorsichtige Deutsche, dessen Kühler Verstand die Verhältnisse durchdringt, seine Groschen über das Wasser wirft, dann liegt in der Nachahmung eines solchen Gebahrens sicherlich keine Gefahr. Und der Yankee selbst? Nun, seine Freude an besseren Vorkentagen ist nur zu begreiflich, nachdem Monate lang in Throgmorton Street alles Leben erloschen schien, weil Alles unter der furchtbaren Geldknappheit seufzte und sich nicht nach der Wiederkehr eines Zinsfußes von 20 bis 75 Prozent sehnte. Europa sendet, um sich selbst einen neuen Anreiz zu schaffen, unlimitirte Kaufaufträge hinüber, scheint also im Ueberflus zu schwelgen; und der Amerikaner ist gern so gefällig, die ihm dargebotenen Summen hinzunehmen und durch Injizieren einer wilden Kurstreiberei unaufhörlich zu steigern. Ein Bankier empfiehlt dem anderen ein Pöfchen „noch billiger“ Waare; und besonders die londoner Fachmänner sind groß darin, ihren deutschen „Geschäftsfreunden“ die Papiere, die sie nicht unter's Publikum bringen können, weil sie sich nicht die Rundschaft verschmerzen wollen, aufzuschwägen. Auch das Privatpublikum wird mit Rundschriften gefälliger londoner und new-yorker Spekulanten überschwemmt; und der Mann, der in das Geschäft seines Nachbarn, das er täglich kontrolliren kann, keine tausend Mark stecken würde, versucht es unbedenklich mit zehntausend, wenn sich bei ihm ein englischer Prospekt eines Fremden mit der Anrede „Dear Sir“ einzuschmeicheln sucht und die lähne Behauptung stolz wagt: „Gerade in diesem Augenblick muß ich mit aller Entschiedenheit wiederholen, daß amerikanische Eisenbahnaktien die großartigsten Gewinnchancen und alle Garantien unbedingter Sicherheit in höherem Maße als irgend eine andere Art von Kapitalanlagen in sich vereinen.“

Solche schlaue Anpassungen begünstigt ein Umstand, der in der Epoche der Geldnoth doppelt geschätzt wird: die Internationalität der amerikanischen Eisenbahnwerthe, die sich auf den größten Märkten der Welt stets leicht veräußern lassen. Die meisten Käufer verzichten auf die Abnahme der erstandenen Papiere; sie lassen sie ruhig in New-York liegen, wo sie nöthigen Falls für sie billiges Vohlgeld erhalten, dessen Preis hinter den bei uns zu bewilligenden Sätzen weit zurückbleibt. Das wiegt schwer, wenn man bedenkt, daß in Berlin und Frankfurt per ultimo März für Geld bis 7½ Prozent bezahlt werden mußte. So gewichtig ist denn doch selbst in Deutschland Jeder, der die Geschichte der amerikanischen Eisenbahnpapiere nur einigermaßen kennt, daß er sie nicht zu dauernden Anlagezwecken benutzt, sondern sich ihrer nur zur Erreichung von Zwischengewinnen bedient, um bei guter Gelegenheit Realisationen auszuführen. Immerhin trägt dann der Erwerb solcher Werthe zur Erhöhung der ohnehin recht starken Verschuldung der europäischen Kapitalmächte an die Vereinigten Staaten bei. Im Herbst, wenn die Geldnoth überall am Höchsten steigt und zu den peinlichsten Schritten drängt, werden die Amerikaner mit Verlust wieder losgeschlagen, um dem einen großen Zweck zu dienen: flüssiges Geld zu schaffen.

Die Vereinigten Staaten brauchen, bei der nöthigen Steigerung ihrer Produktion auf den meisten Gebieten industrieller Thätigkeit, eine beträchtliche



Zufuhr von Geldmitteln; und die glücklichen Jantees haben eine Regierung, deren höchstes Ziel die Bereicherung der Bevölkerung ist. Drüben besteht noch das natürliche Verhältnis, daß die Leiter der Geschäfte des Landes von seinem materiellen Ergehen zum großen Theil selbst abhängig sind und jeden Mißgriff am eigenen Einkommen spüren; selbst das Gehalt der höchsten Konsularbeamten ist von dem Umfang und dem Erfolg ihrer Arbeit abhängig. Wenn dann auch die würdigen Herren Senatoren für die eigene Tasche sorgen, so erreichen sie damit doch zugleich eine Steigerung der Gesamteinnahmen des Landes. So ist es auch jetzt: das euphemistisch so genannte Goldwährungsgezet, das ausdrücklich erklärt, es wolle dem Bimetallismus kein Hinderniß in den Weg legen, und das deshalb allen bestehenden und noch herzustellenen Silbermünzen volle Zahlkraft einräumt, erhöht ohne Weiteres die Zahl der Umlaufsmittel und schafft dadurch ein natürliches und dauerndes Gegengewicht gegen die vorzeitige Verleisung des Geldmarktes. Die Finanzkraft des Landes soll zugleich einen Regulator in sich selbst besitzen: der Betrag der Noten, die ausgegeben werden dürfen, soll sich nämlich der Höhe des Aktienkapitales der emittirenden Institute anschmiegen. Leider wurde damit zugleich den Nationalbanken ein gefährliches Privileg eingeräumt, nämlich mit der unbeschränkten Erhöhung des Aktienkapitales auch die Ausgabe von Banknoten bis zu seinem vollen Betrage, während bisher einem Gesamtkapital von 700 000 000 Dollars nur ein Notenumlauf von 241 350 000 Dollars gegenüberstand. Heute freut sich Jeder des Entgegenkommens, das der Senat dem allgemeinen Drängen nach neuen Mitteln bewiesen hat; ist doch auch die Umlaufsteuer, die bisher 1 Prozent betragen hatte, auf die Hälfte ermäßigt worden. Damit ist aber natürlich einer Geldknappheit nicht auf die Dauer vorgebeugt. Das wird schon in diesem Jahre der Anprall der herbstlichen Ansprüche zeigen. Wehe aber, wenn Kriegsnoth oder ein sonstiger außergewöhnlicher Bedarf die Kassen der Nationalbanken plündern sollte! Dann wird das ganze Land erkennen, daß ihm mit der Vinderung einer augenblicklichen Unbequemlichkeit durch ein Mittel, das den Banken eine unbeschränkte Machtbefugniß einräumt, ein verhängnißvoller Dienst erwiesen wurde. Jedenfalls ist das erste praktische Ergebniß der Währungsreform ihr grober Mißbrauch zur Vergabe eines Moribens, das den vollständig in der Luft schwebenden Amerikaner-Boom rechtfertigen, sanktioniren, ja, ihm dauernden Bestand gewähren soll.

Lange war Throgmorton Street in völlige Lethargie versunken. Wer sich nach langer, lustloser Muße vom Lotterbett erhebt, kann nicht sofort Herkulesthaten verrichten, sondern muß erst den Kräften Zeit lassen, sich zu sammeln. Hinter der plötzlichen Regsamkeit verbirgt sich ein Gefühl der Schwäche. Trotz aller Spiegelfechtereien zeigen die Clearinghouse-Umsätze in der letzten Märzwoche, dieser Standardwoche, einen Rückgang um vierzehn Prozent; und auch die Einnahmen der amerikanischen Eisenbahnen, des Gegenstandes des Spekulationstaumels, deren Brutto-Plus die Flamme nähren mußte, lassen allmählich die merkwürdige Metamorphose der provisorischen Ueberschüsse in ein endgiltiges Netto-Minus erkennen. Die industrielle Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten ist ja ungeheuer gesteigert und drängt, da mit ihrem Wachsthum die Steigerung des Konsums im Inlande nicht gleichen Schritt halten kann, zu einer fast schon überstürzten Ausfuhr der Fabrikate; mit Kohlen- und Eisenerzeugnissen soll,

wenn in der Union selbst die schon nah drohende Uebersättigung eingetreten ist, das altersschwache Europa überschwemmt werden. Diese gewaltige Güterbewegung führt den Bahnen nach Beilegung der Tariffkämpfe, die ihr Mark ausgebürt hatten, umfangreiche und lohnende Transporte zu. Aber der ergiebige Gewinn wird zum großen Theil von den längst notwendigen Aufwendungen verschlungen, die für die Erhaltung des Bahnkörpers und Ergänzung des Materials erforderlich sind. Verdienst bedeutet noch nicht Dividende; so weist die Baltimore-Bahn einen Reinertrag von 8 Prozent auf, hat aber noch keinen Cent vertheilt und die Louisville-Bahn hat 7 Prozent verdient, aber nur 4 Prozent Dividende ausgeschüttet. Außerdem behält auf den Mortgage Bonds meistens die stereotype Formel ihre Gültigkeit, daß eine Nachzahlung auf die in früheren Jahren nicht eingelösten Coupons in keiner Weise und unter keinen Umständen stattfinden; deshalb sind die zum größten Theil in deutschen Händen befindlichen Zinscheine der St. Louis- und Southwestern-Eisenbahn für die Zeit vom ersten Juli 1891 bis zum ersten Juli 1898 werthloses Tapetenpapier. Sobald die Konjunktur nachläßt und die Bahnen um volle Ausnutzung des jetzt erheblich vermehrten Wagenparks verlegen sind, wird der Konkurrenzkampf unter den verschiedenen Unternehmen von Neuem zu heller Lohe empor schlagen; unter der Asche glimmt der Funke fort. Die inderische Fehde um die Kontrolle der new-yorker Straßenbahnen ist durch den Uebergang der Third Avenue-Bahn auf die Metropolitan beigelegt; aber damit sind die Reibungsflächen zwischen ihr und dem Publikum nicht beseitigt. Zwar haben die beiden industriellen Mächte, Carnegie und sein früherer Gesellschafter Frick, die Streitigkeit begraben und ihren Millionenprozeß dadurch beendet, daß sie sich in der Carnegie-Company wieder verbunden und dieses Unternehmen mit einem Kapital von 250 Millionen Dollars ausgestattet haben; doch ergeben sich zwischen den Riesen trusts und ihren Widersachern stets neue Streitpunkte, die zu einer Unterbietung in den Fabrikatpreisen führen. An den hohen Dividenden, die die großen Kapitalvereinigungen erzielen — zum Beispiel an den 80 Prozent, die die Standard Oil Company für das letzte Jahr zahlen kann —, hat die europäische Spekulation keinen Antheil. Als Symptome einer baldigen Abschwächung der Konjunktur darf die Häufung der sichtbaren Eisenvorräthe bei den amerikanischen Hochofen und die in Verbindung hiermit auf dem Eisen- und Stahlmarkt eingetretene Preisermäßigung gelten. Daß sich der erwartete Segen drüben nicht überall einstellt, beweist die während der Periode des glänzendsten Aufschwunges, nämlich im ersten Vierteljahr 1900, sich zeigende starke Vermehrung der Insolvenzen.

Trotzdem ist in Throgmorton Street das ängstliche Bestreben sichtbar, auch die kleinen, werthlosen Commons an dem für Eisenbahn Shares bestehenden Boom theilnehmen zu lassen; das Vertrauen auf die Blindheit einer zügellosen Spekulation pflegt ja nicht zu trügen. Außerdem wird schon damit gerechnet, daß in der zweiten Aprilhälfte aus den Erntebezirken an die new-yorker Banken größere Summen zurückfließen werden, die den Geldmarkt erleichtern, die Reserven der Centralinstitute stärken und die Börse von Neuem anregen. Jedemfalls bemühen sich die Amerikaner um ein wirksames Relief für die Präsidentenwahl, — und die guten Deutschen unterstützen sie darin eifrig. Lynkeus.



## Justizchronik.

Am sechsten August 1899 hatte die sozialdemokratische Gewerkschaft der Maurer zu Wismar in Mecklenburg ein Lanzvergnügen. Die überwachenden Polizisten sollten durch Zurufe zweier anwesenden Tischler beleidigt sein. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht beschwor der Sozialdemokrat Holst, Mitglied des städtischen Bürgerausschusses, daß nur der eine, nicht der andere Tischler gerufen habe. Das Schöffengericht sprach den zweiten frei und verurtheilte den ersten zu zwanzig Mark Geldstrafe. Der Staatsanwalt legte Verufung ein; die Strafkammer verurtheilte jetzt beide Tischler zu je einer Woche Gefängniß und nahm Holst in Untersuchungshaft wegen Meineids, nachdem er seine frühere Aussage eiblich aufrecht erhalten und hinzugefügt hatte, die Genossen seien am sechsten August durch die Anwesenheit der Polizisten erregt gewesen; in dem Tumult habe er nur das Rufen des einen Tischlers gehört. Holst wurde vor die Geschworenen gestellt, von ihnen schuldig befunden und von den drei Berufsrichtern zu drei Jahren (das Minimum ist ein Jahr) Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurtheilt. Die Polizisten hatten beschworen, daß Holst das Rufen auch des anderen Tischlers habe hören müssen. Die sozialdemokratischen Redakteure, die diese Darstellung des Falles veröffentlichten, fügten hinzu: der Erste Staatsanwalt habe gesagt: Holst hat „aus schmutzigem Parteinteresse den Genossen auf Kosten der Polizei vor Gericht herausgelogen.“ Sie ziehen die Parallele mit dem essener Fall des „Kaiserdeputirten“ Schröder, der wegen Meineids verurtheilt wurde, weil er beschworen hatte, ein Gendarm habe gestoßen, während andere Zeugen von einem solchen Stoß nichts wußten. Ist die Darstellung des mecklenburger Falles falsch oder schief, so ist es der Mühe werth, sie öffentlich zu berichtigen. Ist sie zutreffend, dann ist der Eindruck überaus traurig. Traurig, weil die Möglichkeit nicht fern liegt, daß ein Ehrenmann unschuldig eine entsefliche Strafe leidet. Jeder Jurist weiß, daß es kaum je gelingt, einem Zeugen, der Etwas nicht gehört oder gesehen haben will, das Gegentheil zu beweisen, daß kaum je auch nur der Versuch gemacht wird, in solchem Falle wegen Meineids vorzugehen. Aber auch im Publikum kennt man diese einfache Thatsache. Und deshalb werden leider die Deutschen, die jene Darstellung lesen, zu der Meinung verleitet, Holst sei nur deshalb für überführt erachtet, nur deshalb so streng bestraft worden, weil man ihm als Sozialdemokraten in einer Parteilache den Meineid leicht zutraute. Besonders traurig aber stimmt der Gedanke, daß all dies Elend vermieden wäre, wenn die wismarer Polizeibehörde die Maurer unüberwacht hätte tanzen lassen, — auf die Gefahr hin, daß einer der Genossen, dem Vereinsgesetz zuwider, etwelches politische Blech geredet hätte. . . In Mecklenburg scheinen überhaupt noch immer merkwürdige Dinge möglich. Da hat der Oberkirchenrath einen Pastor nach dreißigjähriger Dienstzeit ohne Pension entlassen, weil er die Todsünde begangen hatte, die Feuerbestattung zu vertheidigen. Die Frau des Entlassenen bittet in den Zeitungen, ihr Thee abzukaufen, damit sie ihren Mann ernähren könne.

Unsere weltlichen und geistlichen Gerichten kann gar nichts Bedeutsameres passiren, als daß ihre Entscheidungen öffentlich erörtert und, so weit es nöthig

ist, kritisiert werden. Und zwar nicht mit juristischen Wortklaubereien und Epithetendigkeiten, o vinculis der vielfach verbildeten Kunst, sondern unter Zurückgehen auf die psychologischen, auf die sozialen Zusammenhänge, auf die allgemeinen Fehlerquellen richterlicher Urtheile. Wenn gebildete Deutsche zu solcher Kritik sich ernstlich entschließen, wird der Versuch, sie mundtot zu machen, sicher scheitern. In Bayern freilich wird Professor Lipp's schon deshalb mit Disziplinierung bedroht, weil er gesagt hat: „Wenn man Unbestechlichkeit nicht nur im groben, materiellen Sinne auffaßt, sondern darunter die Unzugänglichkeit für unberechtigte Einflüsse jeder Art und die unerschütterliche Widerstandsfähigkeit auch gegenüber mächtigen Tagesströmungen versteht, so ist das Wort von der Unbestechlichkeit des deutschen Richterstandes zur Legende geworden“. In der „Zukunft“ wurde bereits vor Jahren\*) ausführlich nachgewiesen, wie die Richter bei einer sehr großen Zahl ihrer Entscheidungen, bald bewußt, bald unbewußt, unter dem Druck ihrer Gesamtanschauungen über Politik, Wirtschaftsleben, Religion und Kirche, Segualethik handeln und sich danach differenzieren. Professor Lipp's meint das Selbe; im schlimmsten Fall könnte er meinen, daß diese Anschauungen sich — dem Richter unbewußt oder gar bewußt — Dem anpassen, was den auch für seinen Lebensgang entscheidenden Gewalten als richtig gilt. Warum sollten ernste Männer so bange Sorgen nicht Ausdruck geben? Ist auch „volle Unparteilichkeit“ ein unerreichbares Ideal, so ist es doch schon werthvoll, die Illusion zu zerstreuen, daß das Ideal verwirklicht sei.

Lex Heinze und kein Ende! Als Nachlese möchte ich folgende Sätze bringen:

1. Der jetzt noch in Frage kommende Rest des Gesetzesentwurfes enthält seiner Fassung nach, wie vom Herausgeber der „Zukunft“ mit vollem Recht betont ist, kein für Kunst oder Wissenschaft bedrohliches Novum; die Zufügung des „Schamverletzenden“ zum „Anzuchtigen“ ist eine juristische Fuge. 2. Alles hängt von der Anwendung ab, da eine große Latitudo des Ausdruckes unvermeidlich ist; auch mit den jetzigen Paragraphen kann man Wort, Schrift, Kunst knebeln, hat es öfter versucht und zuweilen erreicht. 3. Die vielfach übertriebene, unklar, auf unlauteren Motiven beruhende Agitation kann doch bleibenden Nutzen schaffen, wenn eine nachhaltige Opposition gegen die in den letzten Jahren immer widerlicher gewordene Keuschheit- und Kirchlichkeit-Heuchelei, gegen alle Osktrovirungen in Kunst und Wissenschaft in Gang kommt. 4. Manifestirt hat sich ein weitverbreitetes Mißtrauen gegen die Justizbehörden, vor Allem die Staatsanwälte, aber auch die Gerichte. 5. Manifestirt hat sich die Unzulänglichkeit der Juristen im Reichstag. Das war den näher Stehenden freilich nicht neu. Man frage nur einmal die Berufs- ja, selbst die Fraktionengenossen über die Herren Roeren vom Centrum, Hümburg von der Rechten, Träger und Bedtj von der Linken, Stadthagen von den Sozialdemokraten. Der Staatssekretär Nieberding und sein Kommissar zeigten sich ihnen weit überlegen. Geradezu beschämend wirkte, wie die Regierungsvertreter vier-, fünfmal vergeblich versuchten, dem Hohen Hause klar zu machen, was eigentlich Sinn und Bedeutung der Kuppel- und Judikatur

\*) 1894, Nr. 72 und 73: „Themis am Webstuhl der Zeit“ und „Wort und Schrift vor dem Strafrichter“.

des Reichsgerichtes sei. 6. Nur dies eine Zipfelfchen des schwierigen Prostitution-Problems, die Wohnungsfrage, hatte der Gesetzentwurf mit spigem Zinger angefaßt, — und sofort entrollte sich das Ganze, so sehr die Regierungsexpeter sich dagegen verwarren. Prohibirung, Tolerirung, Reglementirung, Kasernirung der Prostitution: Alles gährend und unklar; und dabei schon neue Strafnormen? *Nonum promatur in annum!* Inzwischen meinestwegen Enquete und Diskussion. 7. Ueber schärferes Zufassen gegen Zuhälter und sonstige Ausbeuter der Unzucht (Annoncenpächter, „Kunsthändler“ u. s. w.) ließe sich schon jetzt reden. Aber wir wollen überhaupt nur im äußersten Nothfall neue Strafgesetze, wollen sie nur da, wo das Leben uns ganz neuen Kriminalstoff entgegenbringt. Ich hätte gewünscht, daß mehr Beispiele Das verdeutlicht hätten, was die Anhänger der Novelle gähndert sehen wollen. Die albernen Wige der Gegner (Romeo und Julia, „nackte Wände“ u. s. w.) bieten keinen Ersatz. Jetzt hat Herr Stoedter ein Beispiel geliefert: er wünscht das Auftreten der Joette Guilbert gesetzlich zu hindern. *Hic salta, deutsches Publikum!*

\* \* \*

Herr Karl Zentich schreibt an den Herausgeber:

Bei der Beratung der Zwangserziehungsvorlage hat Herr von Dierst im Herrenhause gesagt: „Die Verhütung der Verrohung ist der edle, große Zweck des Gesetzes.“ Wieder eine Aeußerung jener Politik, über die ich nicht aufhören kann, mich zu wundern! Zunächst leugne ich die Thatsache der Verrohung. Vor einigen Wochen hat Das in der „Zukunft“ ein Jurist gethan; ich habe es seit zwanzig Jahren in verschiedenen Blättern unzählige Male gethan. Die heutige europäische Menschheit weiß ja gar nicht mehr, wie Noheit aussieht. Wenn ich unserer überfeinerten und nervösen Honoratioren die Quarta der Bürgerschule meines Heimathstädtchens von anno 1844 oder die Pugelkungen der dortigen Spinnfabrik von anno 1854 vorzaubern könnte, dann würden sie einen Begriff davon bekommen. Wie die Dezenz, so hat die Verfeinerung des äußeren Menschen in Kleidung, Haltung, Benehmen und Sprache bis in die tiefsten Schichten hinab seit 1878 einen Grad erreicht, der allen früheren Zeiten unbekannt war. Wenn in der Minnefingerzeit des Ritters „Hofzucht“ nicht himmelweit verschieden gewesen wäre von der „Odrperheit“ der Masse, so hätte er die gute Hälfte seines Ich, die in der Eitelkeit auf diesen Vorzug bestand, verloren; und vom fünfzehnten Jahrhundert ab gab es auch keine ritterliche Hofzucht mehr. Die fürstlichen Damen soffen sich wetteifernd mit den Männern unter den Tisch, die madere Biselotte von Orleans und ihre hannoversche Tante, die Gönnerin Beinizens und Mutter der gelehrten ersten Königin von Preußen, unterhielten sich in ihren Briefen über natürliche Dinge in einer Sprache, die heute kein Ochsenknecht, geschweige denn ein städtischer Arbeiter, in Briefen riskiren würde, gewisse Sitten an den damaligen Höfen können heute öffentlich nicht einmal angedeutet werden und noch im vorigen Jahrhundert war es ein beliebter Spaß, den sich die Kavaliere in den Straßen Londons machten, daß sie die ihnen begegnenden Mädchen und Frauen auf den Kopf stellten, — wobei daran zu denken ist, daß die Frauenbeinkleider eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts sind und bis vor wenigen Jahrzehnten von den Frauen und Mädchen des kleineren Bürger-

standes und auf dem Lande nur im Winter getragen wurden. Nicht zu roh ist die heutige Arbeiterjugend, sondern zu fein. Das ist die eine der vier Hauptursachen des ländlichen Arbeitermangels. Vor dreißig Jahren, als von einer Noth der Landwirtschaft noch keine Rede sein konnte, aber trotzdem, wie zu allen Zeiten, fleißig geklagt wurde, pflegte ein hochangesehener Landwirth zu sagen: Es wird nicht eher besser werden, als bis der Bauer die Glacehandschuhe wieder auszieht. Heute will nicht nur der Bauer, sondern auch der Ochsenjunge und die Stallmagd Glacehandschuhe tragen; und da sie Das nicht können, entlaufen sie den Bauern. Der Junge erstrebt durch Vermittelung des Militärs einen Schreibeposten und schreibt bis zum Eintritt ins Militär, auch wenn er ein baumlanger, riesenstarker Kerl ist, beim Rechtsanwalt; die Magd aber häfelt oder strickt oder näht Handschuhe oder wird Ladenfräulein. Wollt Ihr Herrschaften Anrechte und Mägd haben, die für Euch Mist laden, Kloaken reinigen, sich auf der lothigen Straße mit Auf- und Abladen schwerer Kisten und Fässer abrackern, bis an die Knie im Schmutzwasser stehend, Erd- und Wasserbauarbeit verrichten, im eilen, glitschigen Schmutz der Grube liegend, die schwarzen Diamanten und die Erze herauswühlen, so müßt Ihr ihnen gestatten, ab und zu mit einem kräftigen Fluch das durch die quälende Lücke des Objekts ergrimmte Herz zu erleichtern, sich für das Uebermaß animalischen Unbehagens, das sie erdulden, durch animalisches Behagen in derben Späßen und Rädeleien einigermaßen zu entschädigen. Das ist für diese Leute die einzige Möglichkeit, das fortwährend gestörte seelische Gleichgewicht nothdürftig wiederherzustellen. Leute, die äußerlich oder innerlich verfeinert sind, verstehen sich zu harten, groben und schmutzigen Arbeiten entweder gar nicht oder nur unter der Bedingung einer reichlichen freien Zeit, in der sie durch den Genuß häuslicher Behaglichkeit oder feiner Geselligkeit die Bedürfnisse ihrer höheren Menschennatur befriedigen können. Und da in der bestehenden Gesellschaftordnung kaum der dick verdienende Eisenindustrielle, geschweige denn der Landwirth seinen Lohnarbeitern ein solches Dasein gewähren kann, so ist die nothwendige Folge der Verfeinerung: der Sozialismus. Daher sind, wie ich oft ausführlich gezeigt habe, Kant und Fichte, die die Sittlichkeit für Alle fordern, in der Theorie, Preußen und Sachsen, die eifriger als irgend ein anderer Staat Alle zu äußerlicher Befittung zwingen, in der Praxis die Väter der Sozialdemokratie. Macht vollends die oberbayerischen Holzknechte und die pommerischen und ostpreußischen Scharwerker gefittet, — und Ihr habt im ganzen Deutschen Reich keinen Mann mit weniger als 2000 Mark Einkommen mehr, der nicht Sozialdemokrat wäre! Nicht das Hezen der Agitatoren, sondern die immanente Dialektik der Geschichte erzeugt die Sozialdemokratie. Die Sache schlägt übrigens auch in die hohe Politik. Im vorigen Jahr klagte man in London einmal arg über Romdies, die Gentlemen mißhandelten; in der Saturday Review aber wurde gesagt: Seid doch nicht dumm! Seid froh, daß wir solche rohen Burschen haben; sie sind es, die unser Weltreich gegründet haben und weiter gründen werden; in Glacehandschuhen gründet man keine Weltmacht. Und man sehe sich doch die niederländischen Genrebilder an aus der Zeit, wo der Zwerg Holland eine Weltmacht war! Es giebt wenige darunter, die nicht die Schamhaftigkeit zarter Seelen verletzten, und man kann nicht einmal immer hinzufügen: ohne unzüchtig zu sein. Unsere heutigen Staatskünstler wollen immer und ewig den Vierkuchen backen, ohne das Ei zu zerbrechen.

Freilich ist es nur eine Einbildung des gutmüthigen Herrn von Dies, daß das Zwangserziehungsgeſetz der Verrohung vorbeugen ſoll; nicht der Verrohung, ſondern dem Verbrechen ſoll es vorbeugen. Das iſt etwas ganz Anderes, denn das Verbrechen entſpringt eben ſo oft aus der Feinheit wie aus der Roheit. Daß für eine gute Erziehung aller unglücklichen Kinder geforgt werden ſoll, die entweder ſchlechte oder gar zu arme oder überhaupt keine Eltern haben, iſt ja höchſt vernünftig und hochehrfürlich. Wird aber auch die Erziehung, die man ihnen angeteihen laſſen will, die richtige ſein? Hat man bedacht, was dieſen unglücklichen Geſchöpfen am Meieſten fehlt? Es iſt die Liebe. Sie kennen die Liebe nicht; ſie haben nie im Leben Anderes erfahren als Hartes und Widerwärtiges, als Schmerz und Pein: Hunger und Durſt, Stillung des Hungers mit ekelhaften Nahrungsmitteln, üble Gerüche, Hitze und Froſt, Näſſe und Schmutz, Mißhandlungen und rohe Beſchimpfungen. Die Welt iſt für dieſe Weſen eine Hölle, bevölkert von Teufeln, und die Teufel, von denen ſie am Meieſten gepeinigt werden, ſind gewöhnlich ihre Eltern. In der Saturday Review wird ſeit Jahren das Thema der Prügelſtrafe verhandelt; je neun von zehn Stimmen erklären ſich entſchieden dagegen und die zehnte Stimme iſt gewöhnlich nur bedingt dafür. Neulich ſagte dort ein Herr George Zves: „Wenn gepeitſcht werden ſoll, dann fordere ich die Peitſche für eine Klaſſe von Menſchen, nur für dieſe und für keine andere: für den Vater, der ſeinen Jungen halb tot ſchlägt und ſeinem Weib die Rippen mit dem Stiefelabſatz eintritt, und für die Mutter, die ihr Kind in einem Schrank verſchließt oder auf die glühende Ofenplatte legt. Daß in einer Kindesſeele, die von Teufeln gepeinigt und nie von einem Engel geliebt wird, keine anderen Empfindungen als Haß, Meid und Gier nach Genuß, nach einem einzigen kleinen Genuß um jeden Preis, keinen können, verſteht ſich von ſelbſt; und daß dieſe Weſen nicht alleſammt Teufel werden, iſt mir immer als der ſtaunenswertheſte Beweis für die unverwähliche Güte der Menſchennatur erſchienen. Es iſt gewiß keine unter dieſen „Rangen“, die nicht mit tauſend Freuden gut werden möchte, wenn ſie die Ueberzeugung gewönne, daß es einen einzigen Menſchen auf Erden gäbe, der es wirklich gut mit ihr meint. Wird die „Zwangserziehung“ von dieſem Geiſt beſeelt ſein? Ich fürchte: nein! Schon der Name ſpricht dagegen; er riecht nach Prügel, Lattenarreſt, eingebläuten Bibelſprüchen und frommen Traktätlein, lauter Dingen, die den Haß gegen Staat und Kirche und die ganze Menſchheit vollenden. Waltete der richtige Geiſt, ſo würde man nicht „Zwangserziehung“, ſondern „Zufluchtſtätten für mißhandelte Kinder“ ſagen und ſchreiben. Die Regierungsvorlage befandete wenigſtens darin Einſicht und guten Willen, daß ſie die Benutzung der Arbeitshäuſer für die Zwangserziehung verbot; die Kommiſſion aber hat vorgeschlagen, dieſe unſelige Verbindung von Strafanſtalt und Erziehungsanſtalt zuzulaſſen, wenn die Böglinge das ſchulpflichtige Alter zurückgelegt haben und wenn ihre vollſtändige und dauernde Trennung von den übrigen Zuſaſſen verbürgt wird. Vollſtändige und dauernde Trennung: Das klingt ja recht gut. Ob's aber möglich iſt? Und wenn man die trennenden Mauern noch ſo hoch und noch ſo dick macht: ich fürchte, der Geiſt des Arbeitshauſes wird durchſchlüpfen und die armen Kinder peinigen.



## Theater.

Den Hochgemuthen, die ein paar Jahre lang in frommer Ekstase von einer Erneuerung der Schaubühne träumten, müßte jetzt eigentlich das Herz in die Hosen fallen. Was ward uns nicht von der werdenden Bühnendichtung, wie der des Hambrinus volle Herr Schlenther die Sache nannte, verheißen! Mit der Handlung, diesem muffigen Ueberbleibsel aus Scribes verstaubtem Marzipanladen, sollte es für immer vorbei sein. Keine Teleologie mehr: das Gesetz der Kausalität soll künftig das Werden, Sein und Vergehen wirklicher Menschen erklären. Keine Szenen mehr, weder Gruppierung noch künstliches Licht: nur Ausschnitte aus der brutalen, banalen Gemeinheit unseres an großen Tragödienkonflikten bettelarmen Lebens, das Alles so leicht ins Lächerliche biegt. Keine Guten und Bösen: nur menschlich determinirte, menschlich komplizirte Erdenbewohner, wie sie uns im Handschuhladen, beim Bier und in der Straßenbahn leibhaftig begegnen. Und so weiter. Am lichten Tag wollte man wieder einmal die Natur des SchleiERS berauben; und wieder, wie vor einem Vierteljahrtausend, hätte ein La Fontaine spotten können: *Et maintenant il ne faut pas quitter la nature d'un pas*. Die Prophezeiungen lasen sich wunder schön. . . . Leider ist aus der laut verkündeten Herrlichkeit nichts geworden. Das war zu erwarten. In Berlin sind jetzt Oedipus und Antigone aus den Gräbern erweckt und auf die Bretter gebracht worden; wer da sah, wie wenig sich in Jahrtausenden das Wesen des Dramas verändert hat, kann sich nicht wundern, wenn die Veränderung sich nun nicht auf Kommando einstellen will. Der feste Versuch, das Theater zu enttheatralisiren, ist kläglich mißlungen. Das Ewig-Bretterne hat glorreich gesiegt. Und das ausgehungerte Publikum ist froh, daß es eine Weile nicht zu heucheln braucht, und stürzt sich mit wahren Freudengewieher auf die Schüsseln, die es so lange in Schmerzen entbehren mußte.

Eine, die im Hoffchauspielhaus mehrmals in jeder Woche herumgereicht wird, gefällt ihm besonders. Herr Otto Ernst, ein mit kerngesundem Witz, bürgerlich gebändigter Phantasie und derbeim Frohsinn begabter Mann, hat sie mit bunten Säfigkeiten belegt. Früher liebten die Berliner, die damals noch in Berlin den Ton angaben, Bunte Schüsseln und Humoresken. An beide Genüsse, die längst aus der Mode schienen, hat mich „Jugend von heute“, die „deutsche Komödie“ des Herrn Ernst, freundlich erinnert. Es ist kein ableses Stück, nicht viel schwächer als der „Probekandidat“, bei dem der Benedix des „bemoosten Hauptes“ Pathe gestanden hat; von der selben Harmlosigkeit und löblich liberalen Gesinnung. Jugend von heute: Das klingt nach böser Satire; aber man braucht keine Angst zu haben. Es ist nicht so schlimm; die struggleforlifeurs aus dem ersten Boot werden uns nicht gezeigt und noch weniger die frommen, loyalen Knaben, die sich mit dem Gesangbuch und mit Marineeinbrunst in Amt und



Würden streben. Wir sehen nur einen guten, gescheiten Jungen, der unter Naturalisten, Nihilisten, Modernisten gerathen ist, bei ihnen allerlei Schandigkeit aufgeschnappt hat und von einem trefflichen Mädchen, einem Ausbund von Tugend, Klugheit, Talent und vergnügter Sittsamkeit, in der Heimath leicht und glücklich geheilt wird. Ganz so wurde Ifflands hagestolzer Hofrath Reinhold einst durch eines Landkinds Lieblichkeit von seinen Schrakeln geheilt. Auch sonst trifft man gute alte Bekannte. Die bethuliche Mama ist da, die immer zur unrechten Zeit ihr Essen im Kopf hat; sogar der subalterne Papa fehlt nicht, der gar zu gern Fremdwörter gebraucht, sie aber nicht aussprechen kann. Daß die vorgeführten Naturalisten, Nihilisten und Modernisten im Wigblattstil karikirt sind, stört die lachlustigen Hörer nicht; so war es ja in den Humoresken auch. Und bei seinem besten Einfall, bei dem Versuch, eine glänzend angestrichene leere Menschenfassade zu zeigen, die sich nach einem lebendigen Bewohner sehnt, hält Herr Ernst sich so kurze Zeit auf, daß die Wirkung seines Massenstückes dadurch nicht ernstlich geschädigt wird. Aus dem unfruchtbaren Poseur, der sich an einen schöpferischen Geist klammert, halb in der Hoffnung, sich am Feuer des Thätigen zu wärmen, halb mit dem Wunsch, auch dem Freunde die Sterne vom Himmel zu plaidiren, konnte Etwas gemacht werden. Dann aber wäre das Stück um seinen Hoftheatererfolg gekommen. Es ist gut, wie es ist; gut, weil es leistet, was es leisten will: ein Bißchen warnen und belehren, ein Bißchen amüsiren und fünfzehnhundert von des Alltages Hast und Last ermüdete Menschen in angenehme Abendbrotstimmung versetzen. Ist die geniale Materie, die aus Paris Aufträge mitgebracht hat, im schmucken Gartenhäuschen den alten Vater pflegt und sich, um ihrer Jugendliebe Sehnen zu erfüllen, so neckisch verstellen kann, nicht sehr nett? Und der Autor, der so fest an ewige Wahrheiten glaubt! Schmeckt der Spott über Alles, was man so lange ernst nehmen sollte, nicht ganz prächtig? Herr Ernst kann Besseres; er hat sehr hübsche Sachen geschrieben und, als Lehrer, den Sinn für die Wertwürdigkeiten der Kinderpsychie in sich geschärft; wenn er seinem Jungen die Taschen ausräumt und da die kuriossten Dinge findet, entstehen ihm kleine Gedichte von intimer Reiz. Daß er vor der Bühnenpforte alle Feinheit zurückließ und den Eid that, nur mit den Masseninstinkten zu rechnen, beweist, daß er den sens du théâtre hat, den Coulißensinn, ohne den Keiner ins Land der Lantienen gelangen kann.

Diesen Sinn hat auch Herr Ernst von Wildenbruch. Dem Dichter der „Kinderthänen“ ist das Theater längst zum Kinderreich geworden und man darf, ohn: ihn zu kränken, sagen, daß er an der Gnadenpforte nicht mehr viel Gepäck zurückzulassen braucht. Ihm ist die Weltgeschichte ein Bilderbuch, in dem er gern blättert, aus dem er für artige und unartige Kinder gern lehrreiche Mären auf die Bühne holt. Er hat ein Pädagogenziel vor Augen, das allerlöblichste: er will in seinen Mitbürgern das Gefühl für das Vaterland, den Stolz auf

das Vaterland stärker. Und er hat einen aus festen Wurzeln aufgeschossenen Glauben, den allertödtlichsten: der protestantische Deutsche, der ritterlich mit dem Schwert umzugehen weiß, ein frommes Lied in der Kehle trägt und ein kensches Jungfräulein ans biedere Herz drückt, ist ihm die Krone der Schöpfung, das dem Telos nächste Wesen. Der Abkömmling eines verwegenen Preußenprinzen sieht, wie laut ringsum auch der Sturm bräusen mag, unerschüttert im Alten, Ererbten. Ihn plagen weder Skrupel noch Zweifel. Patriotismus ist ihm Gottesdienst. Ein Fürst ist ihm heilig, aber nur, wenn es ein deutscher Fürst, ein protestantischer Fürst ist; sonst soll ihn der Teufel holen. Die Weltanschauung des Herr von Wildenbruch ist von äußerster Klarheit. Ein Gott, der gern mit den stärksten Bataillonen ist, regirt die Welt und überträgt mitunter einen Theil seiner Regirungsforgen auf den jeweilig Gewaltigsten. Dem sollen die Anderen gehorchen, stramm und forsch, ehrfürchtig und doch kreuzfidel, und seine Feinde, die gewöhnlich Welsche und niederträchtige Katholiken sind, mit deutschen Hieben in die Pfanne hauen. Irthümer der Vorsehung sind ausgeschlossen. Der Böse bekommt immer seinen Lohn; der Gute manchmal erst im Jenseits. Und was gut, was böse ist, steht in der Fibel und im Katechismus. Ein Solches glaubender Mann ist ein Schatz für sein Volk; ein noch kostbarer für seinen König. Das empfand Wilhelm der Zweite, als er zu dem Züchtiger Dietrichs Quigow sagte: „Sie erleichtern mir mein Amt.“ Und einem solchen Mann kann, wenn er Temperament hat und das Bühnenhandwerk beherrscht, bei der Waffe seiner Landsleute der Erfolg niemals fehlen. Herr von Wildenbruch war in den Jahren der Reise vom Glück nur verlassen, wenn er Gebiete beschritt, auf denen seines Wesens stärkster Theil nicht heimisch werden konnte.

Jetzt hat ihm „Die Tochter des Erasmus“ einen großen, weithin nachhallenden Sieg gebracht. Sonderbar; man sollte glauben, für den Erasmus fehle dem Bardenregister der Ton. Denn dieser Erasmus von Rotterdam war ein sehr feiner Geist, zu dem die besten Köpfe bewundernd aufschauten, ein Weiser, der wagen durfte, das Lob der Narrheit zu singen. Er war kein Willensmensch, sondern ein Philosoph, kein Agitator, sondern ein Aristokrat, kein germanisch fühlender Niederländer, sondern ein im Hellenenreich erwachsener Weltbürger. Luther, dessen erstes Wirken er mit kühler Herablassung gelobt hatte, blieb ihm im Grunde stets der Banause, der Zerstörer kostbarer Kulturwerthe; der Bauer unternahm nach des gelehrten Humanisten Ansicht Dinge, deren Tragweite er gar nicht ermessen konnte; und er scheute den Bund mit dem Pöbel, dem ewig unbelehrbaren, nicht! Und der Reformator vergalt die Ungerechtigkeit mit Zinseszins; die subtilen Untersuchungen, mit denen Erasmus sich an das dunkle Problem der Willensfreiheit machte, erregten dem Bruder Martin Ekel und Wuth; und schon vorher hatte er, wie über einen Abgethanen, geschrieben: „Erasmus hat vollbracht, wozu er bestimmt war; er hat die Sprachen

eingeführt und von widergöttlichen Studien abgelenkt. Vielleicht wird auch er, wie Moses, in den Gefilden Noabs sterben. Denn zu den besseren Studien, die auf Frömmigkeit abzielen, führt er nicht.“ Der im dichten Gewühl Kämpfende kann nicht gerecht sein. Heute verstehen wir Erasmus besser, schätzen ihn höher, als es die verworrenen Schwärmer thaten. Der Mann, dem die Zornader schwellt, da er die vom Volk mühsam erbauten Städte von Fürstenlaune verwüstet sah, war nicht, wie sie sagten, ein fischblütiger Schwächling. Wenn er seinen Weg von dem des gedächten Luther trennte, so geschah es nicht des äußeren Vortheiles wegen, sondern, weil er, der geistig hoch über seiner Zeit stand, voraussah, welchen kaum erworbenen Besitz die Reformation Europa rauben würde. Er wollte die Renaissance mit ihren feinen intellektuellen und artistischen Werthen, nicht eine neue Christendogmatik; Duldsamkeit, nicht Fanatismus; eine langsame Revolutionirung des Menschengesistes, nicht die hitzig heraufbeschworene Diktatur der noch Neuen gierigen Menge. Was nützte ihm eine gesäuberte Kirche? Die alte, unreinliche, morsche, konnte eines nicht fernem Tages einstürzen; eine neue, die zum Kampf, zum leidenschaftlichen Protest bestimmt war, mußte die Widerstandskraft der alten stärken und das Land der Philosophenschnusucht mit einer dicken Mauer sperren. Ein Erasmus konnte sich nie zu Klüften wider das römische Babel entschließen; Rom, selbst das christliche, war ihm ein durch tausend heldische Geistesthaten geweihtes Stück Welt. In einem Agitator, der den Haufen zum Sturm gegen Weisthümer ruft, müssen die hemmenden Vorstellungen, muß das Kulturbewußtsein sehr schwach sein. Erasmus war ein Forscher, der die Fenster schloß, wenn auf der Gasse geraust wurde, ein feiner Mann, der an solchen Tagen zu Hause blieb, um sich sein Feiergewand nicht beschmutzen zu lassen . . . Und diesen kränklichen Büchermenschen hat Herr von Wildenbruch sich zum Helden erkürt?

Nein. Er hat einen kindisch eiteln, furchtsamen und nervösen Professor, weils ihm in seinen Zweck paßte, Erasmus genannt, ihn in ein Roman-gesträuh verwickelt und den Armen, der kein Humanist, höchstens ein Homunkulist ist, dann mit Luthers breitem Schatten erdrückt. Erasmus war der „natürliche“ Sohn eines Bürgermädchens aus gutem Hause und eines entlaufenen Mönches. Herr von Wildenbruch steckt den Korrekten in eine wilde Ehe und läßt ihn erleben, daß die Frau, die er mißhandelte, zu Luther, die Tochter, die er zur Anbetung seiner Größe erzogen hatte, zu Hutten läuft. So schürzt, so löst dieser Dichter den Konflikt, an dem ein Psychologe sich mit den feinsten Werkzeugen zermartert hätte. Er führt auch noch andere Berühmtheiten aus der Weltgeschichte vor: Crotus Rubeanus, Alba, den Doktor Eck, Hutten, Frundsberg und Don Inigo Recalde de Loyola, den er Don Ignacio nennt; doch all diese Namen sind nur Schall und Rauch. Don Inigo, den diszipliniertesten aller Sterblichen, der auf nichts so sehr hielt wie auf seine *discretio*,

macht er zum trunkenen Schwärmer und zum verliebten Fant. Crotus, der erste Findex des Dunkelmännerbrieftils, ist hier ein rauhbeiniger Statist, Alba, die in einer Kreuzspinne verkörperte Spaniergrandezza, ein in chronischer Wuth schraubender Buschklepper. Ulrich Hutten, das arme, gehezte Opfer der Lustseuche, der wildeste Raufbold und der wirksamste Pamphletist seiner Zeit, wird zum sentimentalischen Liebhaber und ist, wenn er wettet und tobt, einem Humanisten und Ritter vom Geiße so unähnlich wie Hamlet dem Herkules . . . Herr von Wildenbruch will uns nicht Menschen erkennen lehren, nicht zeigen, wie ein neuer Glaube geboren wird und aus den Windeln wächst, nicht Größe in begrenzter Menschlichkeit suchen; er will aufrütteln, will, als ein selbst von früh bis spät Begeisterter, seine Begeisterung auf eine möglichst große Menge übertragen. Und weil er weiß, daß solche Transmision nur auf willige Seelen gelingt, sorgt er für die nöthige Romanliebe, ohne die eine rechtschaffene Begeisterung im Theater auf die Dauer nicht denkbar ist. Die Leute sollen hören, daß die Stubengelehrsamkeit nichts taugt, daß Luther ein vom lieben Herrgott geweihter Riese und der Papst „des Teufels Sau“ war, daß man Franzosen, Spaniern und anderem katholischen Gezucht nicht über den Weg trauen soll und daß der letzte Zweck und Sinn der Schöpfung die Herrschaft des protestantischen Deutschen ist. Wird diese nützliche Lehre verbreitet, dann schadet's doch wahrhaftig nicht, wenn im Schauspielhaus Luthers Leben durch ein kleines Mädchen vor Loholass Streichen gerettet wird und wenn um des selben kleinen Mädchens willen Erasmus und Hutten am gebrochenen Herzen sterben.

Weltgeschichte für die reifere Jugend; gewiß. Aber, eben deshalb, ein ungemein effektvolles Theaterstück. Die Leute könnten ganz anders heißen, die Sache könnte in der Mark Brandenburg um die Zeit des Franzosenkrieges spielen: effektiv bliebe sie immer und würde nicht weniger wahrscheinlich. Solche Stücke braucht das Theater; und sie erleichtern nicht nur dem Regenten, sondern auch dem Regensenten sein Amt. Es ist ein Vergnügen, in gelassener Ruhe mitanzusehen, wie Herr von Wildenbruch seinen Stoff zu einem Kränzel zusammenballt und ihn dann, bei Donner und Blitz oder bei Orgelton und Glockenklang, plötzlich von eines Gewaltigen Hand wieder entwickeln läßt. Alle Kindheitsgefühle, Glaube, Furcht und Haß, werden aufgeschmeichelt oder aufgeweicht und der hemmunglose Hörer geräth schließlich in einen Zustand irrer Begeisterung, der ihn für alle historischen, poetischen und technischen Kränzel blind und taub macht. Wer das Gedröhn eines zwischen Luther und Schiller in seliger Trunkenheit hin und her taumelnden Pathos nicht scheut, gehe ins Hoffspielhaus und sehe, wie, zehn Jahre nach der großen Revolution, das Ewig-Bretterne über seine Befehder gesetzt hat. W. S.